

Ein Dossier von EED (Evangelischer Entwicklungsdienst e.V.) und Brot für die Welt  
in Zusammenarbeit mit der Redaktion WELT-SICHTEN.

# Offener Raum für eine andere Welt

Das neunte Weltsozialforum: Berichte, Reportagen, Eindrücke



**Brot**  
für die Welt



Zwei junge Indigene bei einer  
Veranstaltung des Weltsozialforums  
im „Zelt der Waldvölker“.

Foto: Kirsten Lange



**Klaus Seitz**  
ist Leiter der Abteilung Politik  
und Kampagnen, Brot für die Welt.



**Wilfried Steen**  
ist Vorstand des Evangelischen  
Entwicklungsdienstes.

Vier fundamentale Krisen, die miteinander verschränkt sind, erschüttern derzeit den Planeten: die Energie-, die Klima-, die Ernährungs- und dazu eine weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise. Der Chor der Antworten und Lösungsvorschläge ist vielstimmig, doch überzeugende Konzepte für eine zukunftsfähige Wirtschaftsordnung schälen sich dabei kaum heraus.

Dies war so beim Weltwirtschaftsforum (WSF) in Davos. Dort trafen sich Ende Januar 2009 mit der internationalen Wirtschafts- und Politikelite die Verantwortlichen für die Finanz- und Wirtschaftskrise, die ihr mit alten Rezepten zu Leibe rücken wollen. Die übrigen drei globalen Krisen wurden in Davos nur am Rande diskutiert.

Beim neunten Weltsozialforum in Belém am Amazonas waren andere Töne zu hören. Zwar fühlten sich die dort vertretenen sozialen Bewegungen und zivilgesellschaftlichen Akteure im Nachhinein bestätigt, hatte man doch auf den vorangegangenen Foren regelmäßig vor den Folgen der ungezügelten Globalisierung und Liberalisierung gewarnt. Aber das Weltsozialforum maßte sich nicht an, den einen Königsweg zur Lösung der Krisen anzubieten. Vielmehr hat es die Perspektive gewechselt. Hier reflektierte nicht ein exklusiver Club der Reichen, sondern die Zivilgesellschaft in ihrer Vielfalt, darunter auch zahlreiche Marginalisierte – in Belém gut sichtbar an der Vielzahl der indigenen Gruppen aus Brasilien – ihre Situation. Die Teilnehmenden des WSF zeigten die Pfade auf, die sie beschreiten möchten, um ihre Lebenssituation zu verbessern, aber auch, um für alle Menschen auf diesem Planeten ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen.

Dieses Dossier lädt dazu ein, an den hier entfalteten alternativen Entwürfen für eine lebenswerte Zukunft der Erde und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner teilzuhaben.

Klaus Seitz  
Wilfried Steen

- 3 Das Weltsozialforum.**  
Jürgen Reichel
- 6 Bethlehem liegt in Amazonien.**  
**Der Veranstaltungsort des Weltsozialforums**  
Reiner Focken-Sonneck und Luciano Wolff
- 9 Öko-faire Powerbeere**  
**Kleinbauern kultivieren Açai-Palmen**  
Kirsten Lange
- 11 „Hoffnung mit nach Hause nehmen“**  
**Indigene auf dem Weltsozialforum**  
Martin Koch
- 14 Interview mit Hans Trein und Walter Sass,**  
**Indianer-Missionsrat COMIN**
- 16 Interview mit Cândido Grzybowski, einem**  
**der Gründerväter des Weltsozialforums**
- 18 „Belém hat uns Auftrieb gegeben!“**  
Persönliche Eindrücke einer  
EED-Delegation
- 21 Prot von Kunow, deutscher Botschafter in**  
**Brasilien, über das Weltsozialforum**
- 22 Zivilisationskrise und „Buen Vivir“**  
Francisco Mari
- 24 Ökologische Bewirtschaftung statt**  
**Fleischexport?**  
Francisco Mari und Carolin Callenius
- 26 Aufeinander abgestimmte**  
**Krisen-Lösungen**  
Bernhard Walter
- 27 Idrissa Embalo, Guinea-Bissau, über die**  
**Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“**

130.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Belém: ein nicht endenwollender Strom von Menschen, hier auf dem Weg zu Veranstaltungen auf dem Gelände der Universidade Federal Rural da Amazônia.



# Das Weltsozialforum

Unfassbar groß, quicklebendig, vielfältig – und eine politische Kraft

| Jürgen Reichel

Das Weltsozialforum hat keine Sprecher, es verabschiedet keine Programme, beschließt keine Aktionen – bewirkt es überhaupt etwas oder bestätigen sich nur Gleichgesinnte? Das ist eine der Fragen, die im Zusammenhang des Forums immer wieder gestellt werden.

**Gefragt wird auch nach der politischen Unabhängigkeit des Forums: Hat es sich mit einem bestimmten politischen Sektor gemein gemacht? Oder umgekehrt: Wäre es nicht gerade die historische Aufgabe des Forums, sich politisch eindeutig zu verorten?**

Ein Ereignis beim neunten Weltsozialforum (WSF) in Belém kann ein erstes Licht auf diese Fragen werfen. „Unsere Regierungen verdanken ihren Erfolg den Bewegungen, die das Weltsozialforum tragen“, stellt der brasi-

lianische Staatspräsident Luiz Lula Inácio da Silva am Abend des 30. Januar im „Hangar“, dem anlässlich des Großereignisses neu errichteten Kongresszentrum von Belém, fest. Zusammen mit seinen Kollegen Evo Morales (Bolivien), Hugo Chávez (Venezuela), Fernando Lugo (Paraguay) und Rafael Correa (Ecuador) hat er die Besucher des Forums zu einer öffentlichen Debatte eingeladen. Sie wird im Rahmen des Weltsozialforums, jedoch nicht auf dem Forum selbst geführt. Denn Auftritte von Staatsoberhäuptern sollen nicht auf dem Gelände des Forums und nicht zu Haupt-



**Vielfalt als Programm:** Das Weltsozialforum war ein buntes Gemenge von Globalisierungskritikern, Vertretern ethnischer Minderheiten und Bürgerrechtsbewegungen.

veranstaltungszeiten stattfinden. Die fünf südamerikanischen Präsidenten respektieren diese Leitlinien. Mit ihnen auf dem Podium sitzt Cândido Grzybowski, einer der Gründerväter des Forums und Generaldirektor des Sozialinstituts IBASE in Rio de Janeiro, wo das Internationale Sekretariat des Weltsozialforums seinen Sitz hat. Einen Tag später trifft Lula da Silva mit den Mitgliedern des Internationalen Rates des WSF zu einem offenen Gedankenaustausch zusammen.

Fünf lateinamerikanische Staatspräsidenten demonstrieren also vor aller Welt: Das Gespräch mit dem Weltsozialforum ist ihnen wichtiger, als bei dem gleichzeitig stattfindenden Weltwirtschaftsforum in Davos dabei zu sein. Und: Die lateinamerikanischen Regierungschefs bekunden ihre Überzeugung, dass eine „andere Welt“ als die einer von Profitgier getriebenen Globalisierung möglich ist. Das ist ein starkes Zeichen. Es wertet das Weltsozialforum auf.

#### | Die Vielfalt des Forums ist seine Stärke

Für Außenstehende, Journalisten, Beobachter, interessierte Politiker ist das Weltsozialforum dennoch verwirrend, eine Mischung aus mehrtägiger Großdemonstration, Kirchentag und Woodstock. Keiner spricht für andere, also gibt es keine Verlautbarungen des gesamten Forums. Gruppen, die ganz offensichtlich widerstreitende Interessen ver-

treten, treten nebeneinander auf. Es ist ein buntes Gemenge von Globalisierungskritikern wie attac, sozialen Bewegungen wie der Landlosenbewegung MST (Movimento Dos Trabalhadores Rurais Sem Terra), Vertretern ethnischer Minderheiten, wie die indigenen Gruppen in Belém 2009 oder die indischen Ureinwohner, die Dalits, in Mumbai 2004. Weiter wird das Forum geprägt von Bürgerrechtsbewegungen, Umweltschützern, Gewerkschaftern, Kleinbauern, christlichen Basisorganisationen und kirchlichen Einrichtungen. Das scheinbare Durcheinander ist Programm: Alle, die sich am Forum beteiligen, sind überzeugt davon, dass die Zukunft der Gesellschaften in der Vielfältigkeit liegt.

Der Globalisierung unter neoliberalem Vorzeichen, der man unterstellt, einheitliche Wirtschafts-, Lebens- und Konsummuster durchsetzen zu wollen, hält das Weltsozialforum die Vielfältigkeit von Lebensformen entgegen: In Brasilien wird das Massengetränk Guaraná getrunken, die Inder haben ihre eigene Art, sich zu kleiden, in vielen Ländern gibt es lokal erzeugtes „Fast Food“. Die Menschen an der Basis wissen außerdem selbst am besten, welche Schritte sie gehen wollen, um ein besseres Auskommen zu erzielen. Sie sind die ersten, die mit den wechselnden Klima- oder Umweltbedingungen zurecht kommen müssen. Vor allem sind sie diejenigen, deren Interessen bei den internationalen Finanzinstitutionen in Washington, bei der

Welthandelsorganisation oder den Handelsverträgen ihrer Länder mit den USA oder der Europäischen Union (EU) verraten werden.

Dieser Einschätzung kann man nach dem „verlorenen Jahrzehnt“ seit dem Washington Konsensus von 1990 nicht widersprechen: Der Druck auf die Kleinproduzenten, die für soziale Dienste wenig oder gar nicht zahlen können, ist enorm gewachsen. Der Raubbau an der Natur hat ungeheuerliche Ausmaße angenommen. Viele Ressourcen neigen sich dem Ende zu; die Verteilungskämpfe haben begonnen.

#### | Das Forum als Lernort

Das Weltsozialforum ist deshalb ein uneretzlicher Lernort. Man kann leicht kritisieren, dass bei den meisten Veranstaltungen kein Diskurs stattfindet. Es werden Beobachtungen oder Forderungen vorgetragen, die das Brennglas auf Einzelthemen richten: etwa auf die aggressive Vermarktungsstrategie der Saatgutfirma Monsanto oder die Umleitung des brasilianischen Flusses Rio San Francisco, die hauptsächlich der Großindustrie nutzt, oder die miserablen Arbeitsbedingungen beim Bauxitabbau am Rio Trombetas. Die Aktiven erfahren dabei aber, dass es Strategien gibt, um sich gegen Ausbeutung, Umsiedlung und Umweltzerstörung zu wehren. Mobilisierung an der Basis, Inanspruchnahme der rechtlichen Möglichkeiten und internationale Unterstützung können zusammen erfolgreich sein. Nicht von ungefähr werden beim WSF ständig Adressen ausgetauscht, Kontakte geknüpft, Netzwerke etabliert. Und wer sich nicht nur in den eigenen Kreisen bewegt – Gewerkschafter, die nicht nur Veranstaltungen zu Arbeitsrechten besuchen, europäische NGOs, die sich die Mühe machen, die Hindernisse, mit der eine brasilianische Umweltbewegung zu kämpfen hat, zu verstehen – lernt abzuwägen, differenziert zu beurteilen und von immer gleichen Rezepten Abstand zu nehmen.

Zu den Wirkungen des WSF gehören also das immer stärkere Zusammenwirken von nationalen und regionalen Netzwerken und ihre Verdichtung zu globalen Netzwerken, die auf der Bühne der internationalen Politik Ein-

fluss nehmen. Und es ermöglicht den Teilnehmenden einen intensiven Lernprozess: Sie lernen, mit welchen großen Veränderungen die Zivilgesellschaft fertig werden muss und wie diese bewältigt werden können.

### | Widersprüche

Dazu gehört auch der Umgang mit Widersprüchen. Das Forum in Belém hat mindestens zwei davon in den Bewegungen selbst offengelegt: Arbeit contra Umwelt, altes Nord-Süd-Schema contra Auseinanderdriften der Interessen von Entwicklungsländern und ehemaligen Entwicklungsländern. An der Person des brasilianischen Staatspräsidenten Lula da Silva, der aus der Gewerkschaftsbewegung kommt, werden diese Widersprüche, die sich auch in den Köpfen vieler Bewegungs-Vertreter finden, deutlich.

Weil Lula da Silva die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens und die Überwindung der Armut prioritäre Anliegen sind, muss er die ökologischen Folgen von Staudambauten zur Energiegewinnung, der Erschließung des Amazonasbeckens und großflächiger exportorientierter Landwirtschaft ausblenden: „Die natürlichen Ressourcen Brasiliens“, so Lula, „sind unerschöpflich.“ Er hängt außerdem dem alten Theorem an, dass Brasilien ein Entwicklungsland sei und bleibe, auch wenn es längst zu einem Staat geworden ist, der andere wirtschaftlich dominiert. Dabei ist der Sprung heraus aus der Entwicklungsländer-Familie offensichtlich: Brasilien sieht sich als künftiges Mitglied im Weltsicherheitsrat und der erweiterten G8-Runde sowie als Berater der afrikanischen Länder bei der Einführung seines Modells. Dazu passt die ernüchternde Erkenntnis, dass die Zerschlagung des heimischen Geflügelmarktes von Angola und Mosambik durch Importe aus Brasilien – und nicht aus der EU – geschieht.

### | Offener Raum für die Zivilgesellschaft

Parteilpolitik ist nach den Statuten des WSF nicht zugelassen. Der Diskurs mit der Politik dagegen wird ausdrücklich gewünscht. De facto findet er selten statt, außer über Bande

gespielt: Im Weltwirtschaftsforum in Davos, als dessen Gegenveranstaltung das WSF entstanden ist, bündelt sich für die meisten das, was abzulehnen ist. Die Politik ihrerseits hat das WSF längst als interessante Abspielfläche entdeckt. Es gibt persönliche Verbindungen. Die Gründerväter des WSF kannten sich aus der brasilianischen Demokratiebewegung. Der Gewerkschafter Lula war einer von ihnen. Europäische Strategen vom Schlag eines Bernard Cassen, attac Frankreich, erkannten rasch die Potentiale des Forums. Es könnte sich zu einer „Bewegung der Bewegungen“ entwickeln lassen: das Forum als „Assemblée Générale“ der Linken, Richtungsgeberin für weltweite Politikorientierung und internationale Aktionen. Aber das Forum spielte nicht mit.

Beim dritten Forum 2003 wurde der damals neu gewählte Präsident Lula noch euphorisch gefeiert, beim nächsten Forum in Brasilien, dem fünften im Jahr 2005, das wiederum in Porto Alegre abgehalten wurde, schlug ihm die Ablehnung der Menschen entgegen, die ihn der Anbieterung an den Internationalen Währungsfonds und die Weltbank bezichtigten. Im Laufe seiner Geschichte nahm das WSF beispielsweise Abstand von der Regierung der Arbeiterpartei im Ursprungsland Brasilien, zeigte Unbehagen angesichts allzu deutlicher Avancen der Regierung Venezuelas, und grenzte sich in Mumbai 2004 von allen Regierungen strikt ab, als es sich mit einer national-hinduistischen Führung in Neu-Delhi und der scheinbar riesengroßen „Koalition der Willigen“ im Irak-Krieg konfrontiert sah.

Der Internationale Rat, zwar mit schwachen Kompetenzen ausgestattet, was die Mitgestaltungsmöglichkeiten bei einzelnen Foren betrifft, unersetzlich aber als „Gedächtnis“ der Weltsozialforen, hat sich im Lauf der Zeit immer stärker am Konzept „offener Raum“ (open space) orientiert. Chico Whitaker von der Organisation Justitia et Pax Brasilien, einer der Gründungsväter des WSF, hat sich von jeher dafür eingesetzt. Dem Forum bleiben dadurch qualvolle Auseinandersetzungen um Erklärungen, Verhältnisbestimmungen zu einzel-

*Das Forum erklärt gar nichts, sondern immer nur die Menschen, die eine Erklärung gemeinsam tragen.*

nen Politikern oder Regierungen erspart. Es verzichtet darauf, sich zu einer „Internationale der Globalisierungskritiker“ zu machen. Diese Weigerung

des Weltsozialforums ist bedeutsam, weil Teile der programmatischen Linken – zum Beispiel in Frankreich oder Kuba – keinen Unterschied zwischen Regierung und Zivilgesellschaft machen. Ihre Anhänger sprechen davon, dass „wir“ oder „die Bewegung“ an der Macht sind, wenn einer der „ihren“ die Regierungszügel in der Hand hält. Das Forum bewegt sich demgegenüber auf der Linie, Zivilgesellschaft als Gegenüber jedweder Regierung zu begreifen.

Es bleibt der unfassbar große Schwarm an Vertreterinnen und Vertretern der Zivilgesellschaft, der alle ein oder zwei Jahre zusammenfindet und sich von Mal zu Mal verändert. Früher gab es zum Beispiel mehr rote Fahnen, heute mehr Transparente von Umweltgruppen. Für das Forum sind die vielen einzelnen Aktiven und nicht der eine Kopf das Entscheidende. Zwar haben in diesem Jahr thematische Foren Schlusserklärungen verabschiedet, ein Novum in der Geschichte der WSF. „Das“ Forum allerdings erklärt gar nichts, sondern immer nur die Menschen, die eine Erklärung gemeinsam tragen – das gilt auch für die Schlussdokumente. Auch darin sprechen die, die in den Versammlungen, aus denen es erwachsen ist, zusammen waren. Jeder Teilnehmende des WSF und jeder Interessierte kann sich Erklärungen oder Teile davon aneignen. Das Forum gibt Impulse – es ist deutlicher als jemals Teil eines Prozesses, nicht isoliertes Ereignis. | |



**Jürgen Reichel,** Evangelischer Entwicklungsdienst (EED), ist seit 2002 Mitglied des Internationalen Rates des Weltsozialforums.

# Bethlehem liegt in Amazonien

Der Veranstaltungsort des Weltsozialforums

Foto: Detlev Knochte



Belém liegt an der Baía de Guajará, der Mündung des Rio Guamá in die Bucht von Marajó.

| Reiner Focken-Sonneck und Luciano Wolff

Zum fünften Mal in seiner Geschichte fand das Weltsozialforum in Brasilien statt. Veranstaltungsort war diesmal nicht das südbrasilianische Porto Alegre, wo das WSF 2001 „erfunden“ wurde. Vielmehr zog es die sozialen Bewegungen nach Belém, der größten Stadt des grenzüberschreitenden Amazonasraums. Belém, das ist die portugiesische Version von Bethlehem.

Pan-Amazonien, an dem Brasilien, Bolivien, Peru, Ecuador, Kolumbien, Venezuela, Surinam, Guyana und Französisch-Guayana Anteil haben, ist einer der letzten weitgehend unzerstörten Naturräume der Erde mit unermesslichem Reichtum an Biodiversität. Die Zerstörung der tropischen Regenwälder ist eine der großen Gefahren für das Weltklima. Zugleich ist das komplexe Ökosystem dieses Naturraumes selbst durch die Folgen des weltweiten Klimawandels bedroht.

Amazonien ist auch die Heimat zahlreicher indigener Völker und traditioneller Gemeinschaften: von Fischern, Sammlerinnen und Kleinbauernfamilien, die den Reichtum dieses Lebensraumes nutzen, ohne ihn zu zerstören. Von den Machthabern der Region wird Amazonien dagegen überwiegend als eine Schatzkammer gesehen, deren Ressourcen an Holz, Bodenschätzen, Wasser, genetischer Vielfalt und Land ausgebeutet werden, als seien sie unerschöpflich.

Schon einmal war die Amazonas-Region Schauplatz eines beispiellosen Wirtschaftsbooms. Daran erinnern viele der historischen

Gebäude der Stadt Belém, wie das Theater und die Markthalle. Sie stammen aus der Zeit des Kautschuk-Booms um 1900, als der Gummibaum *Hevea brasiliensis* nur im Amazonas-Regenwald wuchs, Brasilien beinahe das Monopol für Kautschukerzeugung hatte und Belém der wichtigste Exporthafen war. Dieser Boom fand ein jähes Ende, nachdem Hevea-Samen aus Brasilien herausgeschmuggelt worden waren – vielleicht der berühmteste Fall von Biopiraterie. So ist Belém auch ein Denkmal der Vergänglichkeit weltwirtschaftlicher Konjunkturen, ein Mahnmal der frühen Globalisierung.

### | Ideal und Wirklichkeit

Unwillkürlich muss der Besucher an heutige Boom-Produkte denken: Biodiesel und Äthanol zum Beispiel, für die der Energiepflanzen-Anbau in Brasilien massiv vorangetrieben wird. Für die brasilianische Regierung sind das neue Exportschlager und Devisenbringer. Die sozialen und ökologischen Kosten jedoch sind immens. Die illegale Rodung vermeintlich nutzloser Wälder, um sie in Ackerland zu verwandeln, nimmt zu. Sogar über eine Lockerung der Waldschutzgesetze wird diskutiert. Zugleich erhöhen Großgrundbesitzer den Druck auf Kleinbauern und Gemeinschaften mit traditionellen Landrechten, um sie vom Land zu vertreiben. Vor vier Jahren, am 12. Februar 2005, ermordeten „pistoleros“, gedungene Mörder, im Auftrag der Holzmafia die Ordensfrau Dorothy Stang. Sie hatte sich für die Rechte der Kleinbauern und den Schutz des Regenwaldes eingesetzt. Die Hintermänner des Verbrechens sind bis heute nicht verurteilt worden. Allein im Jahr 2006 wurden dann im Bundesstaat Pará 24 Bauern und Landarbeiter ermordet.

Dies ist in Brasilien ein weit verbreitetes Phänomen: gesetzliche und verfassungsrechtliche Bestimmungen, sei es zum Schutz der Bürger- und Menschenrechte, der Umwelt oder indigener Völker, sind oft vorbildlich, doch die Wirklichkeit bleibt weit hinter diesem Ideal zurück. Das trifft besonders dort zu, wo die Betroffenen nicht über ihre Rechte informiert sind und diese nicht einfordern können. Und noch stärker zeigt sich die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit, wo politische und wirtschaftliche Interessen

Foto: Dettlev Knoche



Foto: Dettlev Knoche



Im Norden Brasiliens leben viele Indigene und Nachfahren afrikanischer Sklaven. Weiße Gesichter sieht man eher selten – anders als im Süden des Landes.



Die Hütten im Belémer Elendsviertel Vila de Barca stehen mit Pfählen im Fluss. Unter den Stegen verrottet der Abfall, den die Stadt nicht abholen lässt.

der Durchsetzung geltenden Rechts entgegenstehen. So wird die endgültige Einrichtung des Schutzgebietes Raposa do Sol für das Volk der Macuxi seit Jahren durch den Protest von Reisfarmern verzögert, die Teile des Gebietes illegal besetzt haben.

Diese Rechtsunsicherheit wirft einen düsteren Schatten auf die erfolgreiche Geschichte der Demokratisierung Brasiliens nach den Jahren der Militärdiktatur. Sie zeigt sich für viele Brasilianer auch im Alltag, je ärmer sie sind, umso mehr. Die Polizei wird wegen ihrer Gewaltbereitschaft mehr gefürchtet denn als Ordnungshüter geschätzt, männliche Jugendliche – womöglich dunkler Hautfarbe – aus Armenvierteln stehen unter Generalverdacht. „Ein Weißer, der rennt, ist ein Sportler, ein Schwarzer, der rennt, ein Dieb.“ Dieses Sprichwort macht die Grenzen der immer wieder beschworenen Gleichberechtigung und Toleranz der Rassen deutlich. In der Wirklichkeit haben Afrobrasilianer und Indigene geringeres Einkommen, schlechtere Bildungschancen, schlechtere Wohnverhältnisse – kurz gesagt: Ihre wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Menschenrechte werden beeinträchtigt.

Nicht nur zwischen den Rassen, auch zwischen Arm und Reich weist Brasilien extreme Ungleichheiten auf. In kaum einem Land der Welt gibt es eine solche Konzentration des Einkommens, stehen gigantischer Großgrundbesitz und Millionen von Landlosen in so krassem Gegensatz. Zwar haben sich die Lebensverhältnisse der Allerärmsten in den letzten Jahren durch das „bolsa-familia“-Programm spürbar verbessert. Hierin dürfte eine Erklärung für die konstant hohe Popularität von Präsident Lula da Silva liegen. Es wird aber kritisiert, dass diese Sozialhilfe auf minimalem Niveau nichts an den Ursachen der Armut ändert. So ist die Agrarreform durch Enteignung und Verteilung unproduktiven Großgrundbesitzes unter der Regierung Lula nahezu zum Stillstand gekommen.

### | Bürgerbeteiligung

Dabei warten hunderttausende Landlose auf ein Stück Land, das ihnen Arbeit und Einkommen geben könnte. Wenigstens sind sie in der starken Bewegung der Landlosen organisiert. So können sie ihren Interessen Gehör verschaffen, auch wenn sie diese im Moment nicht durchsetzen können. Die Stärke der sozialen Bewegungen macht das besondere entwicklungspolitische Potential Brasiliens aus. Sie erproben auf allen Ebenen und zu allen erdenklichen Themen nachhaltigere und gerechtere Entwicklungsmodelle.

Die brasilianische Verfassung bietet auf allen politischen Ebenen, von der Stadtverwaltung bis zur Bundespolitik, eine Vielzahl von Möglichkeiten der direkten Bürgerbeteiligung. Dadurch können besonders vor Ort soziale

Verbesserungen für die armen Bevölkerungsgruppen durchgesetzt werden. Ein Beispiel sind die 3000 Familien, die vor sieben Jahren in einem Außenbezirk von Belém Land besetzten. Nach langen Auseinandersetzungen haben sie jetzt erreicht, dass ihre Siedlung als neuer Stadtteil „Carlos Mariguela“ anerkannt und erschlossen wird.

Die wirksame Teilhabe an politischen Entscheidungen setzt voraus, dass die Bevölkerung ihre Rechte kennt, Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten entwickelt und lernt, ihre Interessen durchzusetzen. Diese Fähigkeiten zu stärken, ist das erklärte Ziel von sozialen Bewegungen, Kirchen, Bürgerinitiativen und Nichtregierungsorganisationen. So arbeitet die Organisation UNIPOP (früher von Brot für die Welt, heute vom EED gefördert) auf der Insel Cotijuba im Großraum Belém mit Straßentheatergruppen, um ein Bewusstsein für die wachsenden Müllprobleme zu schaffen.

In diesen praktischen Erfahrungen liegen Orientierungspunkte für eine „andere Entwicklung“. Das Weltsozialforum bietet die Chance zur Verknüpfung zwischen der lokalen Aktion und der Beeinflussung der regionalen, nationalen und internationalen Rahmenbedingungen. So strahlte Belém als Austragungsort weltweit die Zuversicht aus, dass ein anderes Brasilien möglich ist. | |



**Reiner Focken-Sonneck**  
ist Regionalverantwortlicher für Brasilien bei Brot für die Welt.



**Luciano Wolff**  
arbeitet als Referent für Brasilien beim Evangelischen Entwicklungsdienst (EED).

# Öko-faire Power-Beere

Ein Grundnahrungsmittel der Menschen am Amazonas ist zum Kultgetränk geworden – und schafft Einkommen für die Produzenten

| Kirsten Lange

Die Amazonas-Frucht Açaí erobert westliche Märkte. Im Munizip Abaetetuba im brasilianischen Bundesstaat Pará kultivieren Kleinbauern Açaí-Palmen auf ökologische Weise und vermarkten die Ernte in einer Kooperative.

Überraschend flink ist Raimundo Clemente Ferreira Pereira den schlanken Stamm der Palme hinaufgeklettert, sechs Meter in weniger als einer Minute. Jetzt lässt er sich vorsichtig zur Erde gleiten, die Füße umklammern den Stamm. Sie sind mit einem Gurt aus zusammengebundenen Palmblättern gesichert. Als der stämmige Brasilianer mit dem sonnengegerbten, grau gestoppelten Gesicht wieder mit beiden Beinen auf der Erde steht, applaudieren die Gäste aus Deutschland. Auf diese Weise also erntet Raimundo die Früchte seiner Açaí-Palmen!

Die etwa einen Zentimeter großen, rot-schwarzen Früchte der Açaí-Palme erobern zurzeit neue Märkte in Brasilien, den USA, in Fernost und nach und nach auch in Europa. Als die Fitness-Szene der südbrasilianischen Metropolen begriff, wie viele Vitamine, Mineralstoffe und gesunde Fettsäuren in der winzigen Beere stecken, wurde aus dem Grundnahrungsmittel der Menschen am nördlichen Amazonas ein Kultgetränk. Als „Power-Beere“ beworben, hat Açaí-Saft mittlerweile auch Einzug in die Regale deutscher Biosupermärkte gehalten.

Der 50-jährige Raimundo und seine Familie sind Mitglieder der kleinbäuerlichen Kooperative Cofruta aus dem Munizip Abaetetuba, der Nachbargemeinde der Stadt Belém. Mehr als 130 Familien gehören der Genossenschaft an, die Früchte aus der Region gemeinsam anbaut, verarbeitet und vermarktet. Sie ist in der Insel Campompena gelegen, etwa eine Bootsstunde von Abaetetuba entfernt. Raimundo ist ein Ribeirinho, wie die Flussbewohner Amazoni-

Foto: Detlev Knoche

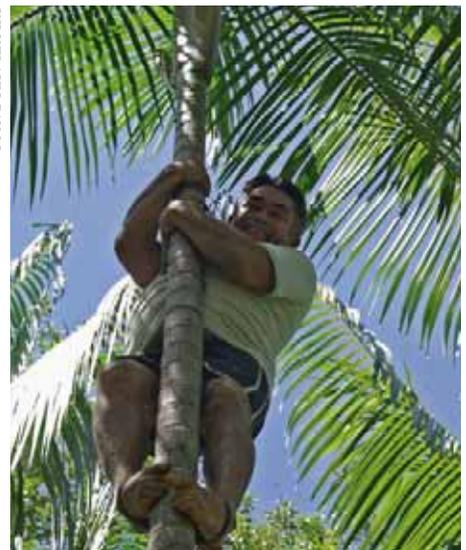


ens heißen. An diesem sonnigen Januar morgen hat er Besuch bekommen von einer deutschen Delegation, die im Vorfeld des Weltsozialforums Projekte brasilianischer Partnerorganisationen von EED und Brot für die Welt besucht. Begleitet wird die Delegation von Lourenço Bezerra Lima aus Abaetetuba.

Er unterstützt die kleinbäuerlichen Familien im Auftrag der Organisation FASE (Federação de Órgãos para Assistência Social e Educacional) in arbeitsrechtlichen Fragen, bei der Vermarktung sowie beim Verkauf der Früchte und bei der Ausbildung im Bereich Agrarforstwirtschaft – ein Produktionssystem, das Elemente der Land- und der Forstwirtschaft kombiniert. Mehrjährige Hölzer, beispielsweise Fruchtbäume und Palmen, werden zusammen mit einjährigen landwirtschaftlichen Nutzpflanzen wie Maniok oder Süßkartoffeln auf einer Fläche angebaut. Dieses System sichert die Artenvielfalt, stabilisiert den Wasserhaushalt und schützt den Boden vor Erosion.

Lourenço arbeitet eng mit Raimundo zusammen, der in seiner Dorfgemeinschaft viele

Foto: Detlev Knoche



Oben: Die Hütte von Raimundos Familie auf der Insel Campompena inmitten von Açaí-Palmen.  
Unten: Raimundo beim Erklettern einer seiner Palmen.

*Eine ausgewachsene Açaí-Palme liefert im Jahr bis zu 15 Kilo Beeren. Diese Menge lässt sich für umgerechnet etwa drei bis acht Euro verkaufen.*

Ämter innehat: Er ist unter anderem Vorsitzender der 300 Familien umfassenden Gemeinschaft und der Vereinigung der Flussuferbewohner. So dient Raimundo als Bindeglied zwischen FASE und den Ribeirinhos auf der Insel. Unter anderem trainiert er andere Mitglieder von Cofruta in agrarforstwirtschaftlichen Anbau- und Erntemethoden. „Es gab hier auf der Insel verschiedene Wellen von Produktionsinitiativen“, erklärt Raimundo seinen Besucherinnen und Besuchern. „Wir haben es mit dem Anbau von Reis versucht, mit Kakao und mit Zuckerrohr, auch Wildkautschuk haben wir gesammelt. Doch am Ende sind wir beim ökologischen Anbau von Açaí gelandet als gute Einkommensmöglichkeit.“

### | Produkte mit Biosiegel

Noch sind die Früchte an Raimundos Palmen nicht reif. Die Ernte beginnt im Juli und dauert bis Dezember. Eine ausgewachsene Açaí-Palme liefert im Jahr bis zu 15 Kilo Beeren. Diese Menge, auch „Latta“ genannt, lässt sich für zehn bis 25 Reais – umgerechnet etwa drei bis acht Euro – verkaufen, je nach Weltmarktpreis. Die Palmen auf Raimundos Land liefern im Jahr etwa 19 Tonnen Früchte.

Da der Kleinbauer für sein Land und das Produkt ein Biosiegel des Schweizer Unternehmens IMO Control erhalten hat, kann er die Latta für eineinhalb Reais über dem Weltmarktpreis verkaufen. Ein Großabnehmer von Raimundos Produkten – neben Açaí sind das die Öl-Samen der Murumuru-Palme, aus denen unter anderem Hautcreme hergestellt wird – ist „Natura“, ein Kosmetikunternehmen mit Sitz in Belém.

Die Zertifizierung dauert drei Jahre. Sie ist für die Mitglieder von Cofruta nicht verpflichtend. Doch wer nicht ökologisch anbaut, profitiert auch nicht von den höheren Preisen. Zehn Kriterien müssen die Kleinbauern erfüllen: Sie dürfen unter anderem nicht mit Chemikalien düngen oder Pestizide einsetzen, nicht in Monokulturen anbauen, müssen Hygienestandards bei der Ernte und beim

Transport einhalten und soziale Kriterien wie die Gleichbehandlung von Männern und Frauen erfüllen.

Der Prozess ist aufwändig – und äußere Einflüsse erschweren es zusätzlich, die Kriterien einzuhalten. „Ein großes Problem ist der Müll“, sagt Lourenço von FASE. „Wenn der Fluss Hochwasser hat, schwemmt er den Müll, den die Menschen in Abaetetuba ins Wasser werfen, zwischen die Palmen. Dort muss er mühsam wieder herausgeklaut werden.“

Auch die traditionelle Aufgabenteilung in der Familie ruft Diskussionen hervor: Ab sechs Jahren hilft der Nachwuchs mit. Das Arbeitsministerium wittert Kinderarbeit. Doch anders ist die Ernte gar nicht zu schaffen, sagt Raimundo mit Nachdruck. „Jede Kraft wird gebraucht. Außerdem ist es wichtig, dass wir unser Wissen über Açaí an die Kinder weitergeben, damit es nicht verlorengeht!“

Raimundos Sohn und seine drei Töchter sind erwachsen und haben zum Teil eigene Kinder. Die zweijährige Enkeltochter sitzt auf der Veranda der Holzhütte am von Mangroven gesäumten Wasser und versucht sich spielerisch im Flechten von Bastmatten. Im Wald um die Hütte herum gackern und picken Hühner. Jetzt in der Regenzeit, in der keine Früchte geerntet werden, verdient die Familie ihr Geld mit Schnitzereien und Flechtarbeiten.

Raimundo führt seine deutschen Gäste durch das Haus. In dem spärlich möblierten Wohnraum mit schwarz-gelben Bodenplanken steht ein großer Fernseher auf einem Holzregal. Im Schlafzimmer baumeln Hängematten von der Decke. Und die Küche schmückt eine kleine silberne Açaí-Pressen. Die Früchte müssen spätestens acht Stunden nach der Ernte zu Mus vermahlen werden, sonst fangen sie an zu gären. Das ist eine mühselige Arbeit, da die winzigen Beeren neben dem Kern nur aus einer dünnen Hautschicht bestehen. Mit ihrer Presse verarbeitet die Familie deshalb lediglich eine kleine Menge Açaí für den Eigenbedarf.

Den Großteil der Ernte transportiert ein Schiff nach Abaetetuba. In einer kleinen Fabrik von Cofruta vor den Toren der Stadt wird sie zu Pü-

ree und in geringen Mengen zu Marmelade verarbeitet und an Supermärkte oder Zwischenhändler verkauft. Im Jahr 2000 hatten sich mehrere Familien zusammengeschlossen, um ihr Açaí auf dem Markt Ver-o-Peso in Belém anzubieten. Der Verkauf lief gut und sie beschloss, eine Kooperative zu gründen: Cofruta do Brasil. Teile der Gewerkschaft setzten sich damals dafür ein, dass die Kleinproduzenten finanzielle Unterstützung bekamen.

Das Hauptgebäude der Fabrik ließ Cofruta vor etwa sieben Jahren mit Geldern des Bundesstaats Pará bauen, im vergangenen Jahr wurde die Fabrik mit Hilfe von Spenden um eine Lagerhalle erweitert.

Ab Juli wird sich die Halle wieder mit Millionen kleiner Açaí-Beeren füllen. Zurzeit stapeln sich darin grau-grüne ovale Früchte, etwa handballgroß: Cupuaçu. Der markante süßlich-herbe Geruch der leicht pelzigen Baumfrüchte hängt in der feucht-warmen Tropenluft. Sie dienen wie Açaí als Grundlage für Säfte, Marmeladen und Desserts wie Bonbons oder Kuchen. Auch nach Cupuaçu wird die Nachfrage aus Ländern des Nordens wie den USA immer größer. Das stellt Cofruta vor Kapazitätsproblemen. Die zwei Kühlkammern der etwa 300 Quadratmeter kleinen Fabrik fassen maximal zwölf Tonnen Fruchtpüree. Wenn die Kooperative einen größeren Exportauftrag bekommt, muss sie andere Fabriken, beispielsweise in Belém, unter Vertrag nehmen.

Doch das rechnet sich. „Die Gewinnspanne für den Verkauf des Pürees auch ins Ausland ist höher, als wenn die Bauern ihre Früchte direkt auf den lokalen Märkten anbieten“, erklärt Lourenço von FASE. So können dank Cofruta auch Kleinproduzent Raimundo und seine Familie vom öko-fairen Beeren-Boom profitieren. | |



**Kirsten Lange**  
ist Redakteurin beim  
fairkehr-Verlag in Bonn.



Indigene beim Auftaktmarsch des Weltsozialforums.

# „Wir wollen Hoffnung mit nach Hause nehmen“

## Indigene auf dem Weltsozialforum

| Martin Koch

**Mehrere tausend Vertreter der indianischen Bevölkerung hatten sich auf die beschwerliche und lange Reise nach Belém gemacht, mit Booten, Bussen und zu Fuß. Sie prägten das Bild des Forums und seine Inhalte. Und blieben doch oft die Exoten.**

Konzentriert stehen José Carlos und seine drei Stammesgenossen José, Soginoy und Francisco im „Zelt der Waldvölker“ auf dem Gelände der Agrar-Universität von Belém, einem der beiden Veranstaltungsgelände des

Weltsozialforums. Sie hören dem leidenschaftlichen Vortrag eines anderen Indianers zu. Um sie herum mehrere Dutzend Männer mit nackten, muskulösen Oberkörpern, darauf mit schwarzer Pflanzenfarbe traditionelle Zeichnungen ihres jeweiligen Stammes. Die meisten tragen – wie selbstverständlich – Jeans und Holzspeere. Zwischen ihnen sitzen Frauen in bunten Trachten, viele von ihnen mit Federschmuck im Haar. José Carlos und seine drei Stammesbrüder gehören zum Stamm der Arara aus der Nähe von Altamira. Mehrere Tage waren sie unterwegs, um beim Weltsozialforum dabei zu sein. Fast 1000 Ki-

lometer sind es von ihrem Dorf am westlichen Rand des Bundesstaates Pará bis in die Hauptstadt Belém.

José Carlos erklärt, warum sie die lange Reise auf sich genommen haben: „Wir sind ein kleines Volk, nur 150 Leute. Wir wollen uns hier mit anderen Völkern zusammenschließen, damit unsere Stimmen mehr Gewicht bekommen – und wir Hoffnung mit nach Hause nehmen können.“ Die Hoffnung darauf, doch noch etwas gegen die Zerstörung ihres Lebensraumes durch das gigantische Staudammprojekt Belo Monte tun zu können. Mehr als 10.000 Quadratkilometer Regen-

Indigene haben das Bild dieses Weltsozialforums geprägt.  
 Foto links: Juan Carlos (Mitte) vom Stamm der Arara.  
 Foto rechts: Verkäufer von Schmuck und traditionellen Werkzeugen.  
 Foto unten: Hornbläser bei der Auftaktveranstaltung des Forums.

Foto: Kirsten Lange



Foto: Detlev Knoche



Foto: Detlev Knoche



sche Regierung will den rapide steigenden Energiebedarf des Landes vor allem durch Wasserkraft decken. Auf dem zweiten Veranstaltungsgelände des Weltsozialforums, dem Campus der staatlichen Universität UFPA, haben Gewerkschaften unter Acrylglas ein gut drei Quadratmeter großes Modell des Großprojekts ausgestellt. Mehr Energie für die Bewohner, mehr Industrie und dadurch mehr Arbeitsplätze sind die Verheißungen, mit denen für Unterstützung geworben wird. Dass damit der Lebensraum von Tausenden indigener Bewohner zerstört wird, spielt hier keine Rolle. Es spricht für die Vielfalt und Offenheit des Forums, dass auch diese Position ihren Platz haben darf – doch nicht alle Teilnehmer sehen das so entspannt: Mehrfach muss der Schaukasten unter dunklen Planen versteckt werden, weil Demonstranten damit drohen, ihn zu zerstören.

Auf dem UFRA-Campus bekommen die meisten der Indigenen von diesen Scharmützeln nichts mit. Sie präsentieren in ihrem Zelt Faltblätter und Prospekte mit ihren Forderungen. Ihr Protest gegen Großprojekte wie den Belo Monte-Staudamm ist energisch, aber friedlich. Für viele Indianer sei die Rückkehr in ihren ur-

wald sollen geflutet werden, die Stammesgebiete der Arara, der Asurini, Araweté und mehrerer anderer indigener Gruppen gehören dazu. Betroffen sind auch Tausende Ribeirinhos, Fischer und Kleinbauern an den Fluss-

ufern Amazoniens, und die Quilombolas, Nachfahren afrikanischer Sklaven, die abgeschieden nach ihren alten Traditionen im Regenwald leben.

Belo Monte ist das größte von knapp einem Dutzend Staudamm-Projekten: Die brasiliani-

Indigenen Tänzerinnen:  
ein Blickfang auf dem Weltsozialforum.

sprünglichen Lebensraum ein wichtiger Schritt zur Bewahrung ihrer Identität, sagt Hans Trein vom Indianer-Missionsrat COMIN: „Die meisten indigenen Völker haben verstanden, dass sie für ihre Rechte kämpfen müssen, für ihr angestammtes Land, für bessere Bildung, für die Anerkennung ihrer traditionellen Werte, weil sie sonst im großen politischen Geschehen in diesem Land nicht mitreden und mitwirken können.“

Wie zur Bestätigung zieht eine weitere Indianer-Gruppe vorüber, bunt bemalt und immer wieder den Spruch skandierend, den sie auch als Transparent vor sich her tragen: „Indianervölker des Amazonas – Gegenwart und Zukunft der Menschheit – Lerne die Rechte unserer Völker kennen, respektiere und verteidige sie – und hilf uns eine bessere Zukunft für uns alle zu bauen!“ Der laute und farbenfrohe Zug der Indianer erregt Aufsehen – vor allem die Besucher aus den westlichen Industrieländern haben sich auch am dritten Tag des Forums noch nicht an den Anblick gewöhnt. Im Zelt der Indigenen sitzen überwiegend Angehörige verschiedener brasilianischer Stämme im Publikum. Zu den wenigen weißhäutigen Besuchern zählt eine etwa 50-jährige Frau mit einem modischen Kurzhaarschnitt. Sie hört interessiert zu und macht sich Notizen. Auf ihrer Forums-ID steht, „Carol“ und dass sie aus Kanada kommt. Mitten in seinem Vortrag geht der Redner zu ihr hin und spricht sie an. Ob sie nicht nach vorne kommen und erzählen könne, was von kanadischer Seite an Unterstützung für die Sache der Indigenen zu erwarten sei. Die Frau ist, wie sich herausstellt, seit Jahren aktiv in der Menschenrechtsarbeit und folgt der Aufforderung spontan.

Es sind Szenen wie diese, die den Wert des Weltsozialforums am besten beschreiben: Die Vernetzung unterschiedlichster Gruppen funktioniert am besten durch den direkten Kontakt. Sie zeigt aber auch, dass die Indigenen sich an jeden Strohalm klammern, der ihnen Hilfe verspricht.

Viele der Indianer des Regenwaldes sind zum ersten Mal in einer Millionenstadt wie Belém. In Porto Alegre, wo die ersten drei und das vorletzte Sozialforum stattfanden, waren je-

Foto: Detlev Knoche



weils nur wenige Dutzend von ihnen dabei, in Belém sind es mehrere Tausend. Sie prägen das Gesicht des Weltsozialforums – und sind doch die Exoten. Immer wieder lassen sich Forumsteilnehmer mit ihnen fotografieren. Nur wenige der Indianer sind so abgeklärt, sich dafür ein paar Reais geben zu lassen. Doch außerhalb des Forumsgeländes spüren sie den rauen Wind, der Indigenen fast überall in Brasilien entgegenschlägt: „Wir sind in einer Sammelunterkunft untergebracht in einem schlechten Viertel. Wir trauen uns nicht allein auf die Straße, einige von uns sind schon angepöbelt und sogar geschlagen worden“, erzählt José Carlos mit unbewegter Miene.

Diese Geringschätzung sei das beklagenswerte Erbe der Kolonialisierung, sagt der evangelische Pastor Walter Sass: „Die brasilianische Gesellschaft ist anti-indigen. Einige Kirchen und Universitäten haben zwar schon in den 1960er Jahren während der Militärdiktatur Treffen von Indianervölkern organisiert, was damals noch verboten war. Aber die brasilianische Politik war immer, dass Indianer irgendwann in die Gesellschaft integriert wer-

den und keine eigene Kultur haben dürfen. Diese Sicht ist leider auch heute noch weit verbreitet in der Bevölkerung.“ Einen großen Fortschritt stellte die Verfassung von 1988 dar, die den Indigenen weitreichende Rechte einräumt. Sie teilt ihre Geschichte gewissermaßen in ein Davor und Danach. Doch mitten im Danach droht den Ureinwohnern neue Gefahr: Ihr Lebensraum soll dem Aufstieg Brasiliens zur Industrienation geopfert werden. José Carlos sieht das mit großer Sorge: „Es bereitet mir Schmerzen, wenn ich sehe, wie Wälder zerstört werden und mit ihnen die Pflanzen, aus denen wir Heilkräuter und medizinische Öle machen. Wie soll es weitergehen, wenn alles zerstört ist, wie soll der Genesungsprozess gelingen, wenn nichts mehr da ist?“ Das klingt, als meinte er nicht nur die Krankheiten seiner Stammesgenossen, sondern die Gesundheit der gesamten Welt. | |



**Martin Koch**  
ist freier Hörfunkjournalist und arbeitet unter anderem für den SWR, WDR, DLF und NDR.

## „Eigene Kultur statt Integration“

### Interview mit Hans Trein und Walter Sass vom Indianer-Missionsrat COMIN

Das Weltsozialforum wurde unter anderem auch deswegen nach Belém im Norden Brasiliens vergeben, um auf die Probleme der indigenen Bevölkerung der Amazonasregion hinzuweisen. Was sind deren Hauptprobleme?

Trein: Die Bewohner des Regenwaldes leiden besonders unter der Zerstörung der Natur: Riesige Staudammprojekte wie das geplante am Belo Monte vertreiben Tausende von ihnen aus den angestammten Lebensräumen. Die Abholzung des Regenwaldes für Sojabohnen und andere Monokulturen zerstört die Artenvielfalt und damit die Lebensgrundlage der Indianer. Stattdessen bekommen sie Alkohol, Drogen und Zivilisationskrankheiten, gegen die sie mit ihren Jahrtausende alten Naturheilmitteln nichts ausrichten können.

Eine traurige Bilanz...

Sass: Ja, die Indigenen wurden seit der Entdeckung Brasiliens durch die Portugiesen im Jahr 1500 verfolgt und unterdrückt. Nach den Portugiesen kamen die Deutschen, die Schweizer, die Italiener. Sie müssen sich mal vorstellen: Als die Portugiesen Brasilien entdeckten, lebten hier fünf bis sechs Millionen Indianer in fast 1000 Völkern. Heute gibt es, da schwanken die Zahlen, zwischen 325.000 und 750.000 Indigene in 220 Völkern. Gerade hier in der Gegend von Belém rechnet man damit, dass 200.000 Indianer, ganze Stämme, ausgerottet wurden. Deshalb klagte der Völkerrat, ein Vorläufer der UNO, Brasilien Anfang des 20. Jahrhunderts wegen Völkermordes an. Daraufhin wurde die staatliche Indianerschutzbehörde gegründet, die nach

einem Korruptionsskandal 1967 aufgelöst und von der heutigen FUNAI, Fundação Nacional do Índio, ersetzt wurde. Diese Stiftung untersteht dem Justizministerium und regelt alle Angelegenheiten im Zusammenhang mit der indigenen Bevölkerung Brasiliens.

Das klingt doch erstmal gut...

Trein: Im Prinzip schon. Aber die FUNAI leidet an einem grundlegenden Fehler: Sie richtet sich immer noch nach dem Indianerstatut von 1973 und nicht nach der Verfassung von 1988. Im Indianerstatut wird den Indigenen nur eine „eingeschränkte Handlungsfähigkeit“ zugestanden und sie sollen von einer staatlichen Behörde bevormundet werden. Das macht die FUNAI. Das Indianerstatut formuliert das Ziel, die Indigenen, so wörtlich, auf harmonische und fortschrittliche Weise in die brasilianische Gesellschaft zu integrieren – im Klartext heißt das, sie sollen zivilisierte Bürger werden. Die Verfassung von 1988 ist viel fortschrittlicher: Sie erkennt die kulturelle Identität der Indigenen an, ihre soziale Organisation, ihre Bräuche, Sprachen, Religion. Aber das Indianerstatut ist noch immer nicht entsprechend überarbeitet worden.

Die Ureinwohner haben aber durch die Verfassung auch konkrete materielle Rechte bekommen.

Trein: Richtig. Vor allem das Recht, angestammtes Land zurückzufordern. Dieses originäre Recht ist stärker als alle Besitzansprüche der aktuellen Eigentümer. Die müssen das Land verlassen und an die Indianer übergeben. Sie erhalten eine Entschädigung, aber natürlich kommt es trotzdem zu Konflikten.

Vor der städtischen Kulisse von Belém präsentieren Ureinwohner Brasiliens ihre Kultur, sichtbar für die ganze Welt.



Foto: Detlev Knoche

Hans Trein, Pfarrer der Evangelischen Kirche lutherischen Bekenntnisses in Brasilien (IECLB), arbeitet seit 1982 bei COMIN.  
Walter Sass, Auslandspfarrer der Evangelischen Kirche in Deutschland, engagiert sich seit 1984 bei COMIN für indigene Völker Brasiliens.

Foto: COMIN / João Rocha



Zum Beispiel?

Sass: Das meiste Land wurde bereits übergeben. Es bleiben die komplizierten Fälle, bei denen die jetzigen Besitzer sich weigern, ihr Land zu verlassen. Die Indigenen müssen dann vor Gericht ihr Recht einklagen.

Trein: Darunter leiden wir übrigens auch in unserer Kirche: Wenn Gemeindemitglieder von ihrem Land runter müssen, fragen sie schon: „Was ist eigentlich dieser Indianer-Missionsrat, den wir mit unseren Kirchengeldern unterstützen? Warum hilft der unseren Gegnern, uns von unserem Land zu vertreiben? Warum stehen die nicht auf unserer Seite?“ Das ist eine schwierige Situation.

Viele Indigene bewahren sich trotz einiger Einflüsse aus der industrialisierten Welt einen

weitgehend autarken Lebensstil. Schwierig wird es für Stammesmitglieder, die als Delegierte die Interessen ihrer Gemeinschaft in Regionalparlamenten und anderen politischen Gremien vertreten. Sind diese Indio-Funktionäre noch authentisch?

Sass: Das ist ein sehr heikler Punkt. Wir bei COMIN meinen, dass es sehr gefährlich ist, wenn diese Stammesvertreter zu lange in der Stadt leben, weil sie sich dann räumlich und innerlich von ihrem Volk entfernen. Sie gewöhnen sich zu sehr an bestimmte Dinge in der Stadt, die eine Rückkehr extrem schwer machen.

Trein: Das Grundproblem ist der Umgang mit der Macht. Solange sie in ihren Stammesverbänden eingebunden sind, wird alles entsprechend den traditionellen Regeln entschieden. Sobald die Delegierten aber weit entfernt von zu Hause ihr Volk nach außen hin vertreten, können sie das Votum der anderen nicht einholen. Und dann werden sie bei Abstimmungen von Politikern und anderen lokalen Funktionären unter Druck gesetzt oder bestochen.

Worum geht es in den Verhandlungen mit staatlichen Vertretern auf regionaler und nationaler Ebene?

Sass: Die Indianer kämpfen vor allem gegen Großprojekte wie die Staudämme. Andere Themen sind bessere Schulbildung, eine Übersetzung der Verfassung in ihre Sprache, eine differenzierte Förderung ihrer Kultur und dass der Staat endlich die Schamanen und ihre traditionelle Medizin berücksichtigt.

Welche Gefahr droht den Indigenen durch den immer stärkeren Einfluss aus den industrialisierten Ländern?

*„Gefahr droht Indigenen durch den Verlust des Wissens um die Heilwirkung der Pflanzen und Kräuter im Regenwald. Die Heiler, die Schamanen, haben Nachwuchsprobleme.“*

Sass: Zum einen ist es der Verlust des Wissens um die Heilwirkung der vielen unterschiedlichen Pflanzen und Kräuter im Regenwald. Die Heiler, die Schamanen, haben Nachwuchsprobleme. Auch Biopiraterie ist ein immer größeres Thema: Pharmakonzerne kopieren die Bestandteile der Salben, Tinkturen und Säfte der Indigenen. Dann produzieren sie das synthetisch, machen Millionengewinne mit den Produkten – und die Ureinwohner gehen leer aus. Aber die Indianer sind sich der Gefahr zunehmend bewusst und haben auch schon in ein paar Fällen gerichtlich gegen Biopiraten geklagt – und Recht bekommen.

Ist es ein Problem, dass es so viele eigenständige Stämme gibt, die untereinander nicht vernetzt sind?

Trein: Eins unserer Hauptanliegen ist es, die Selbstorganisation der Ureinwohner zu unterstützen. Dazu gehört, dass wir ihnen die Teilnahme an Treffen mit anderen Indigenen ermöglichen. Zum Beispiel beim „Tag der indigenen Völker“, der jedes Jahr um den 19. April herum begangen wird. Das ist ein großes Camp in der Hauptstadt Brasilia mit 800 bis 1000 Indianern aus vielen unterschiedlichen Stämmen. Da wird richtig Druck auf die Bundesregierung gemacht: Die Teilnehmer gehen in die einzelnen Ministerien, zum Beispiel für Erziehung, Justiz oder Landwirtschaft. Es ist schön zu sehen, wie selbstbewusst sie mittlerweile auftreten. Dieser Tag ist wirklich ein Moment der politischen Artikulation. Irgendwann werden sie überhaupt keine Vermittler mehr brauchen. ||

Das Gespräch führten **Kirsten Lange** und **Martin Koch**.

## COMIN

1982 gründete die Evangelische Kirche lutherischen Bekenntnisses von Brasilien (IECLB) den Indianer-Missionsrat COMIN (Conselho de Missão entre Índios). Ziel ist es, die Arbeit mit indigenen Völkern landesweit zu koordinieren. Ein Team aus Pädagogen, Theologen, Juristen sowie Gesundheits- und Landwirtschaftsberatern unterstützt die Stämme in den Bereichen Erziehung und Gesundheit, Landverteilung und in rechtlichen Fragen. Eine Missionierung der Indigenen zum christlichen Glauben lehnt der Indianermissionsrat mittlerweile ab. Im Wissen um das Leid, das auch durch christliche Missionare über die Ureinwohner gekommen ist, haben sich die Verantwortlichen verpflichtet, die indigenen Gemeinden und Völker entsprechend deren selbstgesetzter Prioritäten zu unterstützen, indem sie ihre Art und Kultur respektieren, mit ihnen und nicht für sie arbeiten.

**Martin Koch**

## „Die weltweite Krise hat das Forum aus seiner eigenen Krise herausgeholt“

Cándido Grzybowski, einer der Gründerväter des Weltsozialforums, über dessen Geschichte, Gegenwart und Zukunft

Foto: Detlev Knoche



Tanzende WSF-Teilnehmerinnen am ersten Vormittag des Forums.

Herr Grzybowski, Finanz-, Wirtschafts- und Klimakrise bedrohen das Leben auf unserem Planeten. Und das trotz der mittlerweile acht Weltsozialforen. Wofür braucht die Welt diese Veranstaltung?

Um Auswege aus der Krise zu zeigen. Gegründet haben wir das Weltsozialforum 2001 als Gegengewicht zum Weltwirtschaftsgipfel von Davos. Wir haben von Anfang an vor dem Neoliberalismus gewarnt, davor, nur noch auf Globalisierung, Export und freie Marktwirtschaft zu setzen. Wir haben immer gesagt, dass der Verzicht auf staatliche Kontrolle der Wirtschaft schaden wird, weil das kein nachhaltiges Modell ist. Leider haben wir Recht behalten. Wir sind ein Forum von nichtstaatlichen Organisati-

onen, Menschenrechtsgruppen, Kirchen und vielen anderen. Wir erheben unsere Stimme für mehr Gerechtigkeit, bessere Arbeitsbedingungen und gegen Profitgier, das ist unsere Aufgabe.

Kann Ihrer Ansicht nach aus der Krise ein Neuanfang entstehen?

Ja, die Krise ist eine große Chance! Wenn eine Veränderung der weltweiten Handlungsweisen möglich ist, dann jetzt! Aber wir Bürgerinnen und Bürger allein sind nicht in der Lage, das zu bewirken, weil wir Teil des Systems sind: Wir wollen immer mehr und mehr haben, wir müssten uns erstmal

Cândido Grzybowski, 63, Direktor des Brasilianischen Instituts für Sozial- und Wirtschaftsanalysen (IBASE), ist Mitglied im Organisationskomitee und im Internationalen Rat des Weltsozialforums.

Foto: Samuel Tosta



selbst ändern! Die Indigenen könnten uns inspirieren, sie sind in der Lage, mit ihrem Wissen und den Früchten der Natur zu überleben. Wir nicht. Wir könnten uns von ihnen abschauen, für den Eigenbedarf zu produzieren. Warum alles exportieren? Es ist nicht richtig, dass die Exportgüter als gut, die anderen aber als weniger wertvoll angesehen werden.

Das Weltwirtschaftsforum von Davos wirkte in diesem Jahr ratlos bei der Frage nach Wegen aus der Krise.

Ja, Davos wirkte wie eine Beerdigung. Alle waren betroffen über das Ende des Wirtschaftsbooms. Doch außer Erklärungsversuchen kam da nichts. Keine Ansätze für einen Ausweg. Aber hier in Belém war das Leben, hier haben wir Lösungsmöglichkeiten entwickelt gemäß unserem Leitspruch: Eine andere Welt ist möglich! Wir wollen Hoffnung verbreiten und etwas tun, damit wir aus der Krise herauskommen. Letztlich entscheiden muss die Politik, aber wir können auf sie einwirken, eine Bewegung in Gang setzen, die sie vorwärts treibt zu richtigen Entscheidungen. Deshalb müssen wir einen Dialog mit den Mächtigen der Welt beginnen und ihnen klarmachen, dass sie sich nicht als Eigentümer der Macht ansehen dürfen, sondern dass sie unseren Interessen verpflichtet sind.

In welcher Weise hat sich das Weltsozialforum über die Jahre verändert?

Jedes einzelne Forum war anders als alle vorangegangenen. Wir verändern uns, wir verbessern uns, wir passen uns an neue Situationen an. Anfangs haben wir zum Beispiel immer wieder berühmte Gäste zum Forum eingeladen, Politiker, Funktionäre, die Elite der bürgerlichen Gesellschaft. Aber davon haben wir uns wieder verabschiedet, weil wir gemerkt haben, dass sie uns ihren Stempel aufgedrückt haben. Das passt nicht zu unserer Bewegung: Wir wollen unsere Vorstellungen von einer anderen Welt verbreiten und uns nicht für die Selbstdarstellung einiger Berühmtheiten vereinnahmen

lassen. Wenn sie sich für unsere Sache engagieren wollen, können sie gerne kommen. Aber wir wollen nicht für ihre PR-Zwecke missbraucht werden.

Welche inhaltlichen Veränderungen haben Sie festgestellt?

Früher waren wir stark von linken Gedanken und Theorien geleitet. Zum Beispiel haben wir uns sehr für die Rechte von Arbeitern eingesetzt, sie waren gewissermaßen die Protagonisten unserer Ideen. Aber dieser Ansatz ist heute nicht mehr ausreichend, wir müssen auf die Bedürfnisse aller unterdrückten und benachteiligten Menschen blicken, seien es die Indigenen des Amazonasgebiets oder die Migranten in aller Welt.

Was hat Belém 2009 von den vorigen Weltsozialforen unterschieden?

Noch nie zuvor war ein Weltsozialforum so vielfältig wie hier in Amazonien: Diese Region ist weltweit einmalig mit ihrer Artenvielfalt und den vielen unterschiedlichen ethnischen Gruppen. Und diese Diversität hat sich beim Forum widerspiegelt: Wir hatten Quilombolas, das sind Nachkommen entfloherer Sklaven, Ribeirinhos, also Bewohner des Flussufers des Amazonasbeckens, außerdem Waldvölker – und dazu die übrigen Teilnehmer aus mehr als 140 Ländern, darunter sehr viele junge Leute. Das Forum war schon immer ein Ort der Vielfalt, aber in diesem Jahr war es fröhlicher, zuverlässiger – und trotzdem politisch.

*„Wenn wir nur noch über die Zukunft des Forums nachdenken, haben wir keine Zukunft, weil wir uns dann nur noch um uns selbst drehen.“*

Die Jugend der Welt als Zeichen der Hoffnung?

Ja, genau. Es heißt immer, die Jugendlichen interessierten sich heute nicht mehr für Politik. Belém hat das Gegenteil bewiesen. Meine Generation hat die Welt in dieses Desaster geführt, aber wenn ich die jungen Leute auf dem Forum in Belém sehe, habe ich die Hoffnung, dass unsere Kinder und Enkel die andere Welt, die wir fordern, tatsächlich möglich machen können.

Wird es das Weltsozialforum in Zukunft noch geben?

Alles in der Geschichte der Menschheit beginnt und endet irgendwann. Und es ist auch nicht schlimm, wenn etwas endet. In Nairobi 2007 haben sich viele Veranstaltungen nur damit beschäftigt, ob das Weltsozialforum noch eine Zukunft hat. Aber wenn wir nur noch über die Zukunft des Forums nachdenken, dann haben wir keine Zukunft, weil wir uns dann nur noch um uns selbst drehen. Deshalb war ich so glücklich, dass in Belém nahezu alle Veranstaltungen nach Lösungen der wirklichen Probleme dieser Welt gesucht haben. Die weltweite Krise hat das Forum aus seiner eigenen Krise herausgeholt! Der große Marsch von mehr als 100.000 Menschen zu Beginn des Forums wirkte wie der Aufbruch in eine neue Zeit. Und vielleicht braucht diese neue Zeit schon bald kein Weltsozialforum mehr, weil sich die Menschen geändert und sie die Welt tatsächlich zu einer anderen gemacht haben.

Das ist eine sehr philosophische Betrachtung...

Ich bin ja auch von Beruf Soziologe und Philosoph – und im richtigen Leben bin ich auch noch Träumer. | |

Das Gespräch führten  
Kirsten Lange und Martin Koch.

# „Belém hat uns Auftrieb gegeben!“

## Persönliche Eindrücke einer EED-Delegation

Gefehlt hat den Mitgliedern einer EED-Delegation in Belém nach eigenem Bekunden so manches: auf dem Forum etwa eine bessere Zusammenarbeit der Kirchen, eine stärkere Beachtung des militärischen Komplexes und seiner Bedeutung für die wirtschaftliche Globalisierung, aber auch eine deutlichere Beteiligung von Menschen vom afrikanischen und asiatischen Kontinent. Ferner wurden ganz profane Dinge vermisst, wie eine gute Übersicht über das Programm einschließlich einer Information über Veranstaltungen, die angekündigt waren, jedoch nicht stattfanden. Und manch einer hätte sich insgesamt weniger Veranstaltungen gewünscht. Denn es mangelte ja auch an Zeit, um sich mit den einzelnen Themen intensiver zu beschäftigen und sie gemeinsam, als Delegation, zu reflektieren. Trotzdem sind sich alle einig: Belém hat dem eigenen Engagement Auftrieb gegeben!



*„Das Weltsozialforum ist erwachsen geworden.“*

Das Weltsozialforum (WSF) hat wieder einmal einen großen „Open Space“ zur Begegnung der Weltzivilgesellschaft entstehen lassen. Zum großen Teil waren die Veranstaltungen ausgezeichnet und boten viel Raum zur Diskussion. Obwohl auch wieder manche Träumerei zu hören war, hat man gemerkt: Das Weltsozialforum ist erwachsen geworden. In den Foren, Themenzelten und Workshops wurden viele konkrete, realisierbare Vorschläge gemacht.

Wilfried Steen, EED-Vorstand



*„Die öffentliche Entschuldigung bei den Opfern der Militärdiktatur war aufwühlend.“*

Die „Amnestie-Kommission“ der brasilianischen Regierung hat im Rahmen des Weltsozialforums eine Verhandlung durchgeführt, in der acht während der Militärdiktatur verfolgte Menschen rehabilitiert worden sind. Fünf der Betroffenen waren anwesend, und es war aufwühlend mitzuerleben, was es für sie bedeutete, dass der brasilianische Staat sich öffentlich für das erlittene Unrecht entschuldigte. So bezeugte zum Beispiel Maria de Lourdes unter Tränen, dass sie sich jetzt endlich wieder als vollwertig anerkannte Staatsbürgerin fühle. Sie hatte als Mitglied der Kommunistischen Partei Brasiliens verbotene Flugblätter verteilt und war deshalb ein halbes Jahr im Gefängnis gewesen. Iza Cunha, Menschen- und Frauenrechtlerin, die ich selbst gut gekannt habe, konnte die Wiedergutmachung leider nicht mehr erleben. Sie starb 2002 im Alter von 61 Jahren. Auch Spätfolgen der erlittenen Folter hatten Anteil an ihrem vorzeitigen Tod.

Doris Jäger, Pfarrerin in Osnabrück



*„Die brasilianische Nationalhymne, in der Sprache der Kaiapóindianer gesungen“*

Der Norden Brasiliens – das Amazonasgebiet – erscheint wie ein eigenes Land innerhalb Brasiliens, mit eigenen spezifischen Problemen. Gut fand ich die starke Präsenz von Indianervertretern auf dem Forum. Symbolisiert wurde sie unter anderem dadurch, dass bei der Abschlussveranstaltung nach dem Auftaktmarsch, am Tag vor Beginn des Weltsozialforums, die Kaiapóindianer in ihrer Sprache die brasilianische Nationalhymne gesungen haben.

Ich wünsche mir allerdings, dass in Zukunft Megaevents wie das Weltsozialforum auf die Menschen, die vor Ort wohnen, keine Auswirkungen haben, die nicht in Einklang mit den Zielen des WSF stehen. Das bedeutet: Es darf nicht mehr – wie in Belém – Umstrukturierungsmaßnahmen ohne Beteiligung der Bewohner geben, wie zum Beispiel der Ausbau einer Straße zwischen zwei Veranstaltungsorten, wegen derer Menschen in entfernt gelegene Orte umgesiedelt wurden. Auch keine Repression mehr wie Sperrstunden – in den angrenzenden Favelas war der Alkoholausschank nur bis 22.00 Uhr erlaubt. Oder wie Überwachungskameras, die in manchen Straßen des Stadtzentrums im Namen der öffentlichen Sicherheit angebracht worden sind. Und es muss für die Bewohner vor Ort die Möglichkeit der kostenlose Teilnahme und Integration geben.

Friederike Strack, EED-Fachkraft in Brasilien

**„Verkündigung und soziales Engagement sind kein Gegensatz“**

Von allen Begegnungen mit Menschen stach eine besonders hervor: die mit Pfarrerin Cibeles Kuss und der lutherischen Gemeinde in Belém. Sie ist der gesamten Delegation nachhaltig im Gedächtnis geblieben. Ein Grund dafür: Cibeles Kuss kämpft für Menschenrechte und gegen staatliche Willkür. Die mutige Theologin ist Ombudsfrau für Menschenrechte im Bundesstaat Pará. Gemeinsam mit 14 anderen Männern und Frauen – Sozialarbeiterinnen, Rechtsanwältinnen, Juristinnen und Verwaltungskräften – registriert und analysiert sie Fälle von Hinrichtungen, Folter, Freiheitsberaubung oder Morddrohungen durch Polizei und Militär. Die Ergebnisse berichtet sie der Staatsanwaltschaft von Pará.

Da ist zum Beispiel die Mutter von Raimundo Santiago Sales, der vor etwas mehr als einem Jahr Opfer von Gewalttaten durch brasilianische Polizeikräfte wurde: Nach einer Party wurde er, wie Zeugen beobachtet haben, grundlos von Polizeikräften aufgegriffen und in ihren Einsatzwagen gezerrt. Erst nach einer dreiwöchigen Suche fanden die Angehörigen damals den Leichnam des jungen Mannes, der Spuren schwerer Folterungen aufwies. Die Mutter hofft nun, dass mit Hilfe der Gemeinde die Täter verurteilt werden. Dies ist nur einer von vielen Fällen, der zeigt, wie anfällig die brasilianische Demokratie sein kann.“

**Sieglinde Weinbrenner, EED**

„Wenn ich an unsere gemeinsame Reise nach Belém zurückdenke, erinnere ich mich zuerst an Pfarrerin Cibeles Kuss und ihre eindrucksvollen Worte während des Gottesdienstes. Beim kollektiven Gebet sagte sie: ‚Ich denke an die Opfer der Gewalt, die von der Polizei hier in Belém ausgeht.‘ Sie brachte damit die Widersprüchlichkeit zum Ausdruck, die die Tage in Belém prägte. Einerseits eine offene, sehr

Mit ihrem Engagement macht sie sich in Pará nicht nur Freunde. Die Sympathien der Besucher aus Deutschland jedoch hat sie auf ganzer Linie gewonnen, wie die folgende Auswahl von Statements zur Begegnung mit Cibeles Kuss stellvertretend zeigt:

Foto: Detlev Knoche



Pfarrerin Cibeles Kuss vor dem Gebäude der Gemeinde Belém im Elendsviertel Vila de Barca.

„Die brasilianische Herzlichkeit und Offenheit kam bei der Begegnung mit der lutherischen Gemeinde in Belém (der Paróquia Evangélica de Confissao Luterana em Belém), mit der Pfarrerin Cibeles Kuss und ihren Gemeindemitgliedern besonders stark zum Ausdruck. Wir haben im Gottesdienst die kulturelle Vielfalt von Musik und Tanz kennengelernt und erlebt, dass Verkündigung und soziales Engagement kein Gegensatz sind, sondern eine Einheit darstellen.“

Die Gemeinde unterstützt seit vielen Jahren die Gemeinschaft der Vila da Barca, einer Favela, die von Abriss und Umsiedlung bedroht ist. Die Gemeinde wurde uns während unserer Zeit in Brasilien ein Stück Heimat. Pfarrerin Cibeles Kuss ist außerdem Ombudsfrau für Menschenrechte. Angehörige von Opfern von Menschenrechtsverletzungen wenden sich an sie und suchen Unterstützung und Beistand.

„Stark beeindruckt hat mich die Menschenrechtsarbeit, im Besonderen das Engagement von SDDH (Sociedade paraense em Defesa dos Direitos Humanos, Vereinigung zur Verteidigung der Menschenrechte) und Pfarrerin Cibeles Kuss. Es hat mich sehr bewegt, zu hören und zu sehen, wie sie hinter Menschen stehen, die um ihr Recht kämpfen, wie sie ihnen den Rücken stärken, ihnen Mut machen und sie unterstützen, ihnen ‚Schutzräume‘ bieten und die Stimme für sie erheben.“

**Käthe Pühl,**

Synodale der Bayerischen Landeskirche

sympathische Atmosphäre, andererseits Armut und Gewalt, die Besucher oft nur in Gesprächen mit Aktivisten und Betroffenen erfahren.“

**Andreas Behn, EED-Fachkraft in Brasilien**



*„Auf das Essen von Hühnerbrust will ich ab jetzt verzichten.“*

Zwei Dinge haben mich besonders beeindruckt: Zum einen Veranstaltungs-Beiträge, die die Komplexität des jeweiligen Themas mit persönlichen Erfahrungen und Engagement im Alltag verbunden haben. Wie zum Beispiel der Beitrag einer Bäuerin aus Guatemala, die auch den persönlichen Gewinn aus der Umstellung auf eine nachhaltige und ökologische Landwirtschaft dargestellt hat.

Beeindruckt haben mich zum anderen die vielen jungen Menschen, die am Weltsozialforum teilgenommen haben – vor allem die Jugendlichen im Zeltlager, die noch viel mehr als wir den Widrigkeiten des Klimas, wie Hitze, tropische Regengüsse und hohe Luftfeuchtigkeit, ausgesetzt waren.

Eine ganz persönliche Konsequenz, nachdem ich nun wieder zu Hause bin: Veranstaltungen zu Brasiliens Export von Hühnerfleisch nach Afrika haben mich auf mein Konsumverhalten aufmerksam gemacht. Nach Möglichkeit will ich ab jetzt auf das Essen von Hühnerbrust verzichten.

**Detlev Knoche**, Pfarrer der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau



*„Sehr nah bei den Menschen“*

Besonders beeindruckt hat mich das Niveau, auf dem die Partnerorganisationen des EED und von Brot für die Welt arbeiten: ihre scharfe Analyse der politischen und wirtschaftlichen Situation des Landes einerseits, das konsequente Eintreten für die Integration der Ausgegrenzten, für die Einhaltung

und Durchsetzung der Menschenrechte, für die Bekämpfung der Armut, für Befähigung und Ermächtigung der Armen („empowerment“) andererseits. Die Partnerinnen und Partner sind sehr nah bei den Menschen!

**Christine Busch**, Kirchenrätin, Evangelische Kirche im Rheinland



*„Die soziale Frage erlaubt uns, zu unterscheiden, wer ein guter Hirte ist.“*

Vor einer 1000-köpfigen, mucksmäuschenstillen Menschenmenge hält ein Priester in ganz ruhigem Ton eine Bibelauslegung zu Johannes 10: Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe. „Die soziale Frage erlaubt uns, zu unterscheiden, wer ein guter Hirte ist,“ erklärt er und führt aus, wem die Entscheidung, den Rio San Francisco umzuleiten, Nutzen bringt – der Industrie, nicht denen, die das Wasser für ihre Felder brauchen. 45 Minuten lang stört höchstens ein leises Stühlerücken die atemlose Aufmerksamkeit.

Ich frage meine Nachbarin: „Wer ist der Redner?“ Antwort: „Dom Luiz Cappio“. Pfarrer Cappio hat Ende 2007 drei Wochen lang gefastet, bis er zusammengebrochen ist, um auf die Folgen dieses Großprojekts aufmerksam zu machen. Präsident Lula hat gegen die Protestbewegung immer mehr Militär aufgeboten. „Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2. Korinther 12,9), fällt mir dazu ein.

Die andere Seite hätte mich allerdings auch interessiert. Gibt es bedenkenswerte Gegenargumente? Was ich nach Hause mitnehme: Wort und Tat müssen im Einklang stehen.

**Jürgen Reichel**, Pfarrer, EED



*„Die heile Welt ist uns nicht möglich, eine andere schon.“*

Einer meiner Studenten kam vor Jahren begeistert vom Weltsozialforum aus Mumbai wieder, überzeugt davon, dass eine andere Welt möglich sei. Bekannte berichteten mir aus Porto Alegre und Nairobi, dass ein WSF vor allem chaotisch sei, Veranstaltungen grundsätzlich unpünktlich begännen oder gar ganz ausfielen. Aus meiner eigenen Medienbeobachtung der vergangenen Jahre ließen sich die Botschaften der Weltsozialforen zusammenfassen als Überzeugung, dass die Welt so, wie sie ist, schlecht sei und dass ohne Kapitalismus und Imperialismus, mit Basisdemokratie und ohne Globalisierung alles ganz anders aussähe. Aus diesem Konglomerat setzten sich meine Erwartungen zusammen, offen für positive Überraschungen, aber eher skeptisch in der Grundhaltung.

Erlebt habe ich einen kleinen Ausschnitt aus hunderten von Veranstaltungen: Globalisierungskritik an konkreten Beispielen, Gewerkschaftsaktivitäten in multinationalen Konzernen, Situation der Welthandelsgespräche, Finanzierungsmöglichkeiten für den Klimafolgen-Anpassungsfonds. Vorgeragen und diskutiert wurde auf sehr hohem Niveau. Ich habe wieder Mut bekommen, weil ich gesehen habe, dass zivilgesellschaftliches Engagement doch Wirkungen haben und die Entscheidungen der Mächtigen beeinflussen kann. Von Ohnmacht reden vor allem die, die sich selbst noch nie mühevoll und ausdauernd engagiert haben. Den pragmatischen Aktivisten für ein besseres Leben gebührt Anerkennung und Dank.

Ich werde nach dem Weltsozialforum mit mehr ehrlicher Überzeugung dem Ohnmachtsgefühl und -gerede widerstehen. Die heile Welt ist uns nicht möglich, eine andere schon.

**Reinhard Benhöfer**, Umweltbeauftragter der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover

## Kommentar

## „Die Toleranz der vielen verschiedenen Gruppen hat bereits eine andere Welt ermöglicht“

## Prot von Kunow, deutscher Botschafter in Brasilien, zum Weltsozialforum in Belém do Pará

Brasilien hat sich gefreut, als verkündet wurde, dass es erneut Gastgeber des Weltsozialforums ist.

Belém ist sicherlich nicht der einfachste Ort, um hier im Lande ein solches Großereignis durchzuführen. Selbst manch einem Brasilianer machte das Klima in der tropischen Regenzeit mit Temperaturen bis zu 35 Grad und einer Luftfeuchtigkeit von bis zu 90 Prozent zu schaffen. Und nicht nur beim Auftaktmarsch durch die Stadt am Vortag des Weltsozialforums, auch auf dem weitläufigen Veranstaltungsgelände der zwei benachbarten Universitäten UFRA (Universidade Federal Rural da Amazônia) und UFPA (Universidade Federal do Pará) mussten die Teilnehmer kilometerlange Wege zurücklegen.

Belém ist jedoch sehr geeignet, um auch die brasilianischen Probleme wie soziale Unterschiede, Armut und Kriminalität zu zeigen. Und keine andere Stadt als Belém, das Tor zu Amazonien, hätte räumlich näher sein können zu den für das Forum geplanten inhaltlichen Schwerpunkten Klimawandel und Schutz indigener Bevölkerungsgruppen.

Für die Tage des WSF gaben sich alle, Bundes-, Landes- und Stadtverwaltung, größte Mühe, gute Gastgeber zu sein. Die Stadt war gereinigt wie kaum zuvor, die Schulen wurden für eine Woche geschlossen, um hier Unterkünfte bereitstellen zu können, und für die Sicherheit der Forumsteilnehmer wurden zusätzliche Ausgaben getätigt. Auch die Bevölkerung spielte mit, stellte entsprechend ihren Möglichkeiten Quartiere bereit, unterstützte die „Fremden“ und wollte sich von der besten Seite zeigen. Das ist gelungen.

Foto: Deutsche Botschaft



Botschafter Prot von Kunow hat am Weltsozialforum 2009 in Brasilien teilgenommen.

Das WSF selbst hielt wieder, was es versprochen hat: Ein offenes Forum für alle Formen von progressiven Ideen und Konzepten zu sein, ein Diskussionsforum, wo alle gleichberechtigt sind und ihre realistischen, praktischen, aber auch utopischen Konzepte vorstellen und für sie werben können. Gerade neue Ideen sind zurzeit besonders wichtig – aber auch die Rückkehr zu uralten Ideen wie Solidität und Solidarität. Vor dem Hintergrund der gravierenden Auswirkungen der internationalen Finanzmarktkrise auf den Arbeitsmarkt rückten beispielsweise selbst sonst aus idealistischen Gründen verworfene Konzepte in realistische Nähe: Gewerkschafter tauschten sich aus über kollektive Betriebsferien, Arbeitszeitverkürzung ohne oder mit nur teilweisem Lohnausgleich, Kurzarbeit oder aber flexible Arbeitszeitkonten als Maßnahmen zur Beschäftigungssicherung.

Die globale Finanz- und Wirtschaftskrise, der drohende Verlust von Millionen von Arbeitsplätzen in aller Welt, die Bedrohung

der Lebensgrundlagen der Menschen durch Raubbau an der Natur spornen dazu an, das Motto „eine andere Welt ist möglich“ mit Leben zu erfüllen. Hierzu gehören die Ideen zum Schutz des amazonischen Regenwaldes, der Lebensformen seiner Bewohner und der Stabilisierung des Klimas. Der regionale Bezug der Themen zum Veranstaltungsort Belém war offensichtlich und wichtig.

Was bleibt von Belém? Die ganze Breite an alternativen Ideen und Möglichkeiten, die hier vorgestellt worden sind, erlauben den mehr als 100.000 Teilnehmern, ohne Scheuklappen andere Lösungsmöglichkeiten zu sehen, neue Gedanken weiterzuarbeiten. Alte Kontakte konnten gefestigt und neue Bande geknüpft werden. Die deutschen Teilnehmer, überwiegend aus Gewerkschaften, Kirchen und politische Stiftungen, nahmen viel Neues mit. Zu danken ist ihnen auch, dass sie zahlreichen Teilnehmern aus ärmeren Ländern mit logistischer und finanzieller Unterstützung die Teilnahme am Weltsozialforum überhaupt erst ermöglicht haben.

Das Schöne ist, dass dies alles in einer gelösten, offenen Atmosphäre ohne „Beschlusslage“ und (fast) ohne Bürokratie möglich war. Selbst die Beteiligung fünf lateinamerikanischer Staats- und Regierungschefs hat diesen Charakter nicht ändern können. Mich persönlich beeindruckt hat vor allem die bunte Vielfalt verschiedenster Gruppen und nicht immer homogener Interessen, deren Nebeneinander eine große Herausforderung war. Dass alle sich dieser Herausforderung angenommen und dank ihrer Toleranz damit bereits eine andere Welt ermöglicht haben, wird mir sicher noch lange als Eindruck bleiben. | |

# Zivilisationskrise und „Buen Vivir“

Vertreter der indigenen Völker erweitern den Blick auf die globalen Krisen

| Francisco Mari

Die Voraussagen des ersten Weltsozialforums 2001 zu den Finanzmärkten haben sich bestätigt. Doch mit ihrer Sichtweise, dass alle Lebewesen und die gesamte Natur nur in einem dauerhaften Gleichgewicht existieren können, setzten in Belém Vertreter der indigenen Völker Amazoniens neue Akzente in der weltweiten Diskussion über die Finanz-, Klima- und Ernährungs- und Ernährungskrise.

„Die Finanzmärkte entziehen Lebenszusammenhängen und Ländern Ressourcen und Wohlstand, sie unterwerfen die nationalen Ökonomien den Winkelzügen der Spekulation.“ Dieses Zitat aus der Abschlusserklärung des ersten Weltsozialforums (WSF) im Jahr 2001 in Porto Alegre schien in einer Zeit, in der gerade die Schwellenländer sich anschickten, das Kartenspiel der Weltökonomie neu zu mischen, noch mehr politische Parole als Wirklichkeit. Acht Jahre später auf dem WSF in Belém ist das pure Realität. Das gilt nicht nur wie damals vornehmlich für die Länder des Südens, sondern auch für die Menschen in den Metropolen des Kapitals, ja selbst für die Mitspieler der Finanzinstitutionen.

In Gesprächen mit vielen „alten Hasen“ des WSF war immer auch Genugtuung zu spüren, wenn man auf in Europa veröffentlichte Artikel mit Überschriften wie „Davos tot – Belém tanzt Samba“ zu sprechen kam. Seit den Anfängen der globalisierungskritischen Bewegung in der Folge der asiatischen Finanzkrise 1997 hat diese davor gewarnt, dass sich eine deregulierte Finanzökonomie, die sich von der Realwirtschaft vollkommen entfernt, zwangsläufig zu einer globalen Finanzkatastrophe entwickeln müsste.

Nur die kubanischen Companeros in ihrem riesigen Zelt zum Gedenken an den fünfzigsten Revolutionstag, das immer überfüllt war mit euphorischen „Panelistas“ und strategisch günstig am Eingang der Universität aufgeschlagen, schienen sich wirklich über diese eingetroffenen Voraussagen zu freuen und taten so, als ob sie nach 50 Jahren Sozialismus krisenfestig seien.

| Man hörte einander zu

In vielen Foren des WSF aber wurden nachdenklichere, analytischere und Alternativen aufzeigende Vorschläge zum Umgang mit den Krisen gemacht – und man hörte einander zu, wenn auch die großen Fragen nach wie vor fast nur von Männern dominiert werden. Auch haben Krisenerfahrungen oder -ängste der Menschen in Afrika und Südostasien leider nur selten eine Rolle gespielt, weil von diesen Kontinenten nur wenige teilnahmen. Grob sind vier Richtungen in Analyse und Diskussion auszumachen:

Da ist einmal die klassische Debatte, wie die jetzige und künftige Finanzkrisen zu verhindern sind. Ihre Vertreter kommen meist aus frankophonen Zusammenschlüssen oder aber aus internationalen globalisierungskritischen Netzwerken wie Tax Justice Network oder Attac. Sie arbeiten schon lange zu den Fragen der Finanzmärkte. Ihre Vorschläge hören sich altbekannt an, sind aber leider hochaktuell: die Bekämpfung der Steuerflucht durch Schließung der Finanzoasen, Ablösung des Dollars als weltweite Leitwährung, Verbot von Hedgefonds und des Handels mit

Foto: Luis Carlos Diaz



15.000 Menschen erwarten die Ankunft der Staatspräsidenten Luiz Lula Inácio da Silva, Evo Morales, Hugo Chávez, Fernando Lugo und Rafael Correa. Thema der Veranstaltung mit ihnen ist die internationale Krise.

Selten werden Bewegungen in ihren Voraussagen und Warnungen so brutal in so kurzer Zeit bestätigt. Deshalb rückten in den Tagen vor Beginn und während des WSF die Wirkungen der größten kapitalistischen Strukturkrise nach 1929 in den Mittelpunkt der Diskussionen und Beschlüsse des Weltsozialforums. Und natürlich ging es um die Analyse dieser Krise und die Suche nach Alternativen.

### Die fünf lateinamerikanischen Staatspräsidenten präsentieren ihre Rezepte zur Krisenlösung.

Foto: Luis Carlos Diaz



Kredit und Derivat. Diese Forderungsliste ist eine Reparaturanleitung für die Wiedergeburt eines globalen Finanzsystems, in dem die fordistische Realwirtschaft, in ihrer deutschen Ausprägung soziale Marktwirtschaft genannt, wieder die Hauptrolle hätte. Kein Wunder, dass radikalere Menschen, vor allem aus Lateinamerika, diesen Konzepten vorwerfen, das neoliberale System nur durch ein neokeynesianisches System kapitalistischer Akkumulation ersetzen zu wollen. Letztendlich würden diese Reparaturen doch wieder, mit Glück vielleicht erst in zehn Jahren, in neoliberaler Deregulierung enden und die periodischen Krisenerscheinungen würden sich wiederholen, so die Kritiker.

Weniger analytisch, dafür mehr praxisbezogen, diskutierten die stark präsenten Anhänger sozialdemokratisch-gewerkschaftlicher Strömungen Strategien, um die Folgen der Krise für Arbeitnehmer abzuwehren. Hier waren die Etatisten unter sich. Sie wollen eine stärkere staatliche Verantwortung für die Finanzsysteme und eine national orientierte Interventionspolitik zur Abwehr der Krisenfolgen, um ein weltweites Abgleiten von Millionen Menschen in Industrie- und Schwellenländer in kaum vorhandene soziale Sicherungssysteme zu verhindern. Allen voran sprachen sich der brasilianische Gewerkschaftsdachverband CUT, die Friedrich-Ebert-Stiftung und der Deutsche Gewerkschaftsbund für noch größere Konjunkturpakete und für Verstaatlichungen von Banken, Betrieben und Dienstleistungen aus.

Bei so viel Reparaturbemühen am System in den professionell veranstalteten großen Foren von nichtstaatlichen Organisationen und Gewerkschaften kamen kritische Stimmen am staatlichen Kriseninterventionismus, wie wir ihn auch in Europa erleben, zu kurz. Höhepunkt der Präsentation dieser staatlichen Interventionskonzepte war, wenn auch offiziell außerhalb des Forums, die Rede des brasilianischen Präsidenten Lula da Silva auf der Fünf-Präsidenten-Show im mit 15.000 Menschen

überfüllten vollklimatisierten neuen „Hangar“ in Belém. Lula präsentierte seine staatlichen Interventionsprogramme als Muster für den Umgang mit der Krise, vor allem durch die Intensivierung der Agrarexporte, während die anderen Präsidenten eher darauf setzten, sich unabhängiger von der Weltwirtschaft zu machen, also eher einer Entglobalisierung der Märkte das Wort redeten.

#### | Systemalternativen

In den kleineren Veranstaltungen oder in kurzen Nachfragen auf den großen Foren wurde auch deutlich, dass ein großer Teil der Teilnehmer und Teilnehmerinnen, auch angefeuert durch die drei Protagonisten des „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“, die Anden-Präsidenten Chávez (Venezuela), Correa (Ecuador) und Morales (Bolivien), Fragen nach grundsätzlichen Systemalternativen stellen. Jenseits kapitalistischer Verwertungslogik und Shareholder-Value, die als eigentliche Ursache für diese Krise angesehen wurden, sollten Alternativen eines neuen sozialistischen Projektes sichtbar werden, in dem weder Finanz- noch Realkonzerne existieren – und wenn, dann nur unter demokratischer Kontrolle durch öffentliche Systeme und ihre Beschäftigten.

Von den großen Foren zunächst kaum beachtet, schlich sich, durch die starke Teilnahme indigener Gruppen inspiriert, ein neuer Geist in die Debatten über die Finanzkrise. Deutlich wird er besonders im Schlussdokument des WSF. Die Menschen vor allem aus dem Amazonas-Gebiet, aus Bolivien und aus Ecuador brachten aus den Diskussionen um ihre Verfassungen in den Wochen vor dem WSF ein Konzept mit, in dem sie die theoretischen und einseitigen Krisendiskussionen um einen umfassenderen Blick auf die Weltsituati-

on bereicherten. Sie prägten den viel verwendeten Begriff „Zivilisationskrise“. Mit ihrer Sichtweise, dass alle Lebewesen und die gesamte Natur nur in einem dauerhaften Gleichgewicht existieren können, schafften es Vertreter der indigenen Völker Amazonasens, die Konkurrenz um die Wichtigkeit der einzelnen Krisen, ob Klima-, Ernährungs- oder Finanzkrise, aufzubrechen.

Das neue Konzept in den andinen Verfassungen, nach der sich alles staatliche Handeln richten muss, ist das „Buen Vivir“ (das gute Zusammenleben von Mensch und Natur) oder Sumak Kawsay auf Quechua. Alles, was diesem Gleichgewicht widerspricht, muss beendet werden. Neue Initiativen müssen ergriffen werden, um das „Buen Vivir“ global zu erreichen. Diese Gedanken aus den Versammlungen der Indigenen fanden Eingang in die Abschlusserklärung des WSF 2009: „Schließlich verpflichten wir uns, den Aufbau einer neuen Gesellschaft mit der Idee des ‚Einklangs des Lebens mit sich selbst‘ zu bereichern und die herausgehobene Stellung und den aktiven Beitrag der indigenen Völker anzuerkennen.“



**Francisco Mari**  
ist Agrarexperte beim  
Evangelischen Entwicklungsdienst (EED)

# Ökologische Bewirtschaftung statt Fleischexport?

Kleinbauern befassten sich beim WSF mit der Zukunft landwirtschaftlicher Produktion

Foto: Kirsten Lange



wenn kleinbäuerliche Produzenten einbezogen sind. An ihrem eigenen Beispiel zeigten Geflügelbauern, unter welchen erbärmlichen Bedingungen sie in diese Fleischproduktion integriert sind. Durch kaum rückzahlbare, aufgezwungene Kredite für die notwendigen Produktionsmittel bleiben sie dem Preisdiktat der Fleischkonzerne unterworfen. Oft sind sie so verschuldet, dass sie selbst ihren Lebensunterhalt nicht mehr sichern können. Durch einseitige Konsumvorlieben in Europa, die Brasilien bedient, bleiben große Mengen nicht absetzbarer Fleischreste zurück. Davon wird ein Teil zu Spottpreisen nach Afrika exportiert und verdrängt auf den afrikanischen Märkten die lokalen Geflügelzüchter. Darüber be-

Oben: Kleinbauer Jacir Filippi ist aus der Geflügelzucht für einen internationalen Fleischkonzern ausgestiegen. Auch weil nicht verkäufliche Fleischreste zu Billigpreisen nach Afrika exportiert werden. Darüber diskutiert er bei einer Veranstaltung in Belém.  
Unten: Der leere Hühnerstall.

| Francisco Marí und Carolin Callenius

Die Diskussion über die weltweite Ernährungskrise fand beim Weltsozialforum nur vereinzelt statt – im Mittelpunkt stand die Finanzkrise. Dennoch war Belém ein wichtiger Ort, um sich über die Erfahrungen mit dem multinationalen Agrobusiness auszutauschen und sich für gemeinsame Kämpfe zu vernetzen. Auch nach Alternativen zur industriellen Landwirtschaft wurde gesucht.

Die brasilianische Regierung verfolgt eine expansive Exportstrategie zugunsten des Agrobusiness. In der Geflügelfleischproduktion hat Brasilien es inzwischen zum weltweit zweitgrößten Produzenten und Exporteur gebracht. Doch von einer exportorientierten Landwirtschaft profitieren auch dann nur wenige,



Foto: ASESOAR

*Lokale agro-ökologische Ansätze bieten Chancen zur Lösung der Welt- ernährungsprobleme.*

Foto: Carolin Callenius



richteten zum Beispiel Bauernaktivisten aus Mosambik, wo brasilianisches Fleisch schon 80 Prozent der Hähnchenmäster zum Aufgeben gezwungen hat.

Doch die Übermacht der Agrarkonzerne ist nicht alles beherrschend. Am Amazonastag des Weltsozialforums trugen die Bewohner der Regenwälder ihre Lebenssituation in eine breite Öffentlichkeit. Dabei rückten der tägliche Überlebenskampf um eine ausreichende und angemessene Ernährung und Konzepte der Ernährungssouveränität in den Mittelpunkt der Diskussion. Mut machen kleine Erfolge wie jene, von denen der Brasilianer Josias Pereira Maná vom Volk der Kaxinawá berichtete: In Acre, dem kleinen Bundesstaat an der Grenze zu Bolivien, ist die bisherige Schulspeisung mit Brot, Milch und Keksen abgelöst worden von kulturell angepasster Nahrung, bestehend aus Obst, Maniok und Fisch. Das belebt die lokale Ökonomie und stärkt die kulturelle Verwurzelung.

Ähnlich wie die Indigenen – auch das zeigte das Treffen in Belém – haben viele Kleinbau-

ern und Kleinbäuerinnen gelernt, selbstbewusst vor Ort ihre Entwicklung in die Hand zu nehmen. Sie beraten sich gegenseitig bei der Verbreitung ökologischer Anbaumethoden und engagieren sich für lokale Bauernmärkte und die Verbesserung der Vermarktung. Gemeinsam überlegen sie, welche Strukturen notwendig sind, damit auch Bäuerinnen einerseits entlastet werden und andererseits mehr Mitsprache bekommen.

Diese lokalen Ansätze bieten Chancen zur Lösung der Welternährungsprobleme. Statt moderne Landwirtschaft zu betreiben, die auf dem Einsatz von Pestiziden und Mineraldünger basiert, verbinden Kleinbauern auf lokaler Ebene ökologisch verträgliche Anbaumethoden mit ökonomischer Effektivität sowie nachhaltiger Nutzung von Ressourcen. Raúl Hinojosa Luyo von der Organisation

Veranstaltung zu nachhaltiger Landwirtschaft auf dem Weltsozialforum. In Brasilien existieren über tausend Kleinbauernorganisationen und -netzwerke.

Chirapaq aus Peru vertrat bei einer Veranstaltung in Belém die Auffassung, dass nachhaltige Landwirtschaft dann Ernährungssicherheit wiederherstellen könne, wenn ökologische, soziale, kulturelle und ökonomische Ziele gleichermaßen verfolgt werden.

Um diese Ziele zu erreichen, ist die Vernetzung wichtig. Für die überwiegend brasilianischen Teilnehmer bot das Weltsozialforum hierzu eine gute Möglichkeit – auch und gerade für Organisationen nachhaltiger Landwirtschaft. Maria Emilia Pacheco, Leiterin der Abteilung für Ernährungssicherheit der brasilianischen Organisation FASE, machte deutlich, wie viele Ansätze agro-ökologischer Bewirtschaftung es bereits in Brasilien gibt: Auf einer Karte eingezeichnet fanden sich weit über tausend Kleinbauernorganisationen und Netzwerke, die sich über das Land ausbreiten. Das Weltsozialforum dient aber auch der Vergewisserung: „Mein lokaler Kampf zu Hause findet seine Entsprechung an vielen tausend anderen Flecken dieser Erde.“ Das ermutigt dazu, wenn auch nicht mit der ganzen Welt, so doch in nationalen und internationalen Netzwerken zusammenzuarbeiten. | |



**Francisco Mari**  
ist Agrarexperte beim Evangelischen Entwicklungsdienst (EED).



**Carolin Callenius**  
koordiniert die Kampagne für Ernährungssicherheit von Brot für die Welt

# Aufeinander abgestimmte Lösungen

Vertreter der Zivilgesellschaft suchten in Belém nach Wegen aus der Klima- und Ernährungskrise



Foto: cas

Allein zwischen August 2007 und Juli 2008 wurden rund 12.000 Quadratkilometer Amazonas-Regenwald vernichtet.

men kann, dass Wirbelstürme immer öfter ganze Ernten vernichten oder, als Folge des Energiehungers, neue Anbauregionen für Eukalyptus entstehen und Bauernfamilien deshalb umgesiedelt werden und ihr fruchtbares Land verlieren. Auch wird Land, das eigentlich an Landlose hätte verteilt werden sollen, nun zunehmend für Zuckerrohrplantagen genutzt, um Äthanol als Treibstoff zu gewinnen.

Unmissverständlicher als in Diskussionen hierzulande wurden von den Teilnehmenden einer von Brot für die Welt in Belém organisierten Konferenz zu Klimawandel und Ernährungssicherheit auch die Triebfedern für diese Entwicklung benannt: Großkonzerne verdienen gut daran, auf Kosten der Umwelt und der armen Bevölkerungsschichten die Bedürfnisse der Bevölkerung aus den Industriestaaten sowie der reichen Schichten in den Schwellen- und Entwicklungsländern zu befriedigen. Deswegen dürfe es nicht sein, dass die transnationalen Bergbau- und Agrarkonzerne als Profiteure der Krisen weiterhin ungeschoren davon kommen. Die Teilnehmenden aus der Zivilgesellschaft forderten außerdem, dass für alle Krisen aufeinander abgestimmte Lösungen gefunden werden müssen. Die Ernährungskrise etwa könne nicht gelöst werden, wenn nicht gleichzeitig Klimafragen berücksichtigt würden. Der Herausforderung, bis 2050 neun Milliarden Menschen so zu ernähren, dass Land, Wasser, Biodiversität und Bodenschätze nicht noch mehr in Mitleidenschaft gezogen werden, könne nur mit einer nachhaltigen Landwirtschaft begegnet werden. | |



**Bernhard Walter**  
ist Referent für Ernährungssicherung, Landwirtschaft und Umwelt bei Brot für die Welt.

## | Bernhard Walter

Belém in der Amazonasregion Brasiliens war der richtige Ort, um die Folgen des Klimawandels auf die Ernährungssicherung hautnah zu diskutieren. Denn der Krieg gegen die Natur, der das Klima zerstört und mehr Hungernde schafft, ist dort sehr sichtbar.

In der Amazonasregion und in den angrenzenden, ökologisch ebenso wertvollen Savannengebieten, den Cerrados, werden fortgesetzt gigantische Flächen von Regenwald zerstört. Denn trotz politisch ehrgeiziger Pläne aus der Hauptstadt Brasilia überwiegen die wirtschaftlichen Interessen. So werden weiterhin zunächst die Tropen- und Buschhölzer geschlagen, dann entstehen riesige Agrarflächen für den Sojaanbau oder für die Rinderhaltung. Und in ausgedehnten Bergbaugebieten wie dem Carajas im Bundesstaat Maranhão werden die mineralischen Rohstoffe Eisenerz und Bauxit abgebaut. Die Folge davon: Allein zwischen August 2007 und Juli 2008 wurden rund 12.000 Quadratkilometer Amazonas-Regen-

wald vernichtet. Das entspricht einer Fläche, die 13 mal so groß ist wie die Berlins. Es ist ein Krieg gegen die Natur. Dieser Raubbau heizt die Erde auf und führt zu mehr Hunger.

Betroffen davon ist zuerst die lokale Bevölkerung. „Der Lebensraum der indigenen Völker im Amazonas-Gebiet und in den Cerrados wird eingeschränkt oder sie werden durch den großflächigen Sojaanbau für die Futtermittel- oder Agrospritznutzung ganz vertrieben“, so Vincente Puhl, der für die Beratungsorganisation FASE mit Bauern und Indianern im Mato Grosso arbeitet. „Hinzu kommt, dass durch die schon spürbaren Klimaveränderungen die Ernteerträge für die kleinbäuerlichen Familien auf den Flächen, die ihnen bleiben, stark schwanken und das Anbaurisiko steigt.“

Die Ernährungsunsicherheit durch die Folgen des Klimawandels nimmt aber nicht nur regional zu, sondern trifft vor allem die ärmsten Bevölkerungsschichten in den ärmsten Entwicklungsländern. Einhellig schilderten auf dem Weltsozialforum Menschen aus Bangladesch, Mexiko, Mosambik oder dem Süden Brasiliens, dass in ihrer Region Saatgut aufgrund ausbleibender Niederschläge nicht mehr auskei-

# „Der fair gehandelte Kaffee sollte bei uns geröstet werden“

## Idrissa Embalo aus Guinea-Bissau über die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“

Im Rahmen des Weltsozialforums luden EED und Brot für die Welt Mitglieder von Partnerorganisationen ein, über ökologische und soziale Nachhaltigkeit und die Zukunft ihrer Länder zu diskutieren. Anlass war die 2008 veröffentlichte Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“. Dr. Idrissa Embalo von der EED-Partnerorganisation INEP aus Guinea-Bissau bewertete die Studie aus einer afrikanischen Sicht.

Herr Embalo, am Rande des Amazonasgebiets mit all seinen ökologischen und sozialen Problemen ausgerechnet über Nachhaltigkeitsstrategien in Deutschland zu diskutieren – fanden Sie das angemessen?

Ich muss zugeben, als ich die Einladung erhielt, in Belém über die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ zu sprechen, kam mir das zunächst merkwürdig vor. Doch ich habe lange in Deutschland gelebt und weiß um die Sorgen, die sich viele Deutsche darüber machen, ob ihre Art zu leben die Entwicklungschancen der übrigen Menschheit beeinträchtigt. Die Studie bietet fundierte Analysen und Vorschläge, wie sich Produktion und Konsum in einem Land entwickeln müssen, um im ökologischen und sozialen Sinne nachhaltig zu sein.

Können denn die Analysen und Vorschläge für ein westeuropäisches Land wie Deutschland auf Guinea-Bissau überhaupt übertragen werden?

Übertragen werden können sie nicht, denn die Situation bei uns ist natürlich eine vollkommen andere. Guinea-Bissau ist eines der ärmsten Länder Afrikas. Diese Armut ist das einzige Nachhaltige seit Beginn der portugiesischen Kolonialherrschaft. Und die Lebensbedingungen der Menschen haben sich in den vergangenen 20 Jahren eher verschlimmert. Während die Studie diskutiert, wie Deutschland seinen Energiekonsum in den nächsten 20 Jahren reduzieren und durch den Ausbau alternativer Energien zu einem nachhaltigen Energiemanagement gelangen sollte, stellt sich bei uns die Frage, woher wir überhaupt Strom bekommen sollen. An meiner Uni müssen wir mit teuren Generatoren Strom erzeugen. Wir wissen,

Foto: Kirsten Lange



Dr. Augusto Idrissa Embalo arbeitet als Agrarökonom und Dozent an der Universität von Bissau.

wie umweltschädlich deren CO<sub>2</sub>-Ausstoß ist. Aber andere, erneuerbare Energieformen sind unerschwinglich, weil wir die Technologie dafür nicht besitzen.

Trotzdem können Aspekte, die die Studie benennt, auch für uns wichtig sein. So zum Beispiel die in Deutschland diskutierten Themen nachhaltige Landwirtschaft und Rückbau der industriellen Produktion. Zwar brauchen wir natürlich nicht die industrielle Produktion zurückzufahren, doch wir benötigen Beratung und Forschung, wie unsere Kleinbauern und -bäuerinnen nachhaltig unsere gesamte Bevölkerung ernähren können. Genug Land gibt es, aber alles, was uns die portugiesische Kolonialherrschaft hinterlassen hat, ist der halbwegs profitable Cashewnuss-Anbau für den Export. Es gibt in unseren Gewässern auch genügend Fische. Doch die Einbaumboote unserer Fischer erreichen nicht einmal zehn Prozent unsererer Fischgründe. Und ohne Infrastruktur – wie Straßen oder Kühlung – können wir den Fisch gar nicht auf die Märkte bringen, weil er vorher verdirbt. Wir verkaufen unsere Fischgründe an Europa und unseren Nach-

barn Senegal, um überhaupt etwas vom Fischreichtum zu haben.

Ein Null-Wachstum, wie es die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ als notwendig für eine nachhaltige Ökonomie in der westlichen Welt fordert, klingt für Sie dann womöglich eher zynisch.

Forderungen wie diese sind für die meisten afrikanischen Länder vollkommen abwegig. Davon, dass die Lösungen für unsere Probleme zur Gefahr für eine nachhaltige Zukunft des gesamten Planeten werden, sind wir Lichtjahre entfernt. Doch die Studie fordert ja für den Norden qualitatives Wachstum, um den armen Ländern ökonomischen und ökologischen Spielraum für die eigene Entwicklung zu geben.

Was fehlt Ihnen an der Nachhaltigkeitsdebatte in Deutschland?

Wenn Deutschland sich Gedanken um seine Zukunftsfähigkeit in der Welt macht, dann muss es auch die Welt daran beteiligen. Nachhaltigkeit gibt es nicht mehr auf nationalem Niveau. Es ist richtig, dass die Länder des Südens in ihrer Entwicklung nicht dieselben ökologischen Fehler wie Europa machen dürfen. Aber dann muss Deutschland bedenken, dass wir eine eigene Wertschöpfung für unsere Rohstoffe brauchen, um uns eine ökologisch nachhaltige Entwicklung leisten zu können. Auch der „faire Kaffee“ sollte bei uns geröstet und der bei uns gefangene Fisch bei uns filetiert und verarbeitet werden. Erst recht sollten die Bodenschätze bei uns veredelt werden. So wie bisher, dass zum Beispiel afrikanische Erdölländer aus Europa Benzin importieren müssen, geht es nicht mehr.

Nachhaltiges Wirtschaften im Sinne der Studie hieße, gerade jetzt zu Zeiten der Wirtschaftskrise die aggressive deutsche Exportorientierung aufzugeben und den afrikanischen Ländern eine Perspektive für eine nachhaltige Binnenökonomie mit regionalen kleinbäuerlichen Agrarmärkten und einer angepassten Industrieproduktion zu ermöglichen. | |

Interview: Francisco Mari, Kirsten Lange

Dieses Dossier ist eine Beilage zur Ausgabe 4/2009 von welt-sichten.

Konzept und Redaktion: Jürgen Reichel (EED), Bernhard Walter (Brot für die Welt), Anja Ruf (im Auftrag von welt-sichten), Kirsten Lange

Gestaltung: Silke Jarick, Angelika Fritsch

Verantwortlich i.S.d.P.: Jürgen Reichel (EED)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

Redaktion welt-sichten  
Postfach 50 05 50  
D-60394 Frankfurt/Main  
www.welt-sichten.org

# ZUKUNFTSFÄHIGES DEUTSCHLAND

## in einer globalisierten Welt



Der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), „Brot für die Welt“ und der Evangelische Entwicklungsdienst wollen Zukunft gestalten. Dazu haben sie das renommierte Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie beauftragt, eine wissenschaftliche Studie zu erarbeiten. Sie analysiert globale Zusammenhänge und fordert zum Umsteuern auf.

Das Buch (660 Seiten, 14,95 €) ist im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen und im Buchhandel erhältlich.

**Gerechtigkeitsfähig werden nur Wohlstandsmodelle sein können, welche der Biosphäre nicht zu viel abverlangen. Ohne Ökologie ist im 21. Jahrhundert keine Gerechtigkeit mehr zu haben.**

„Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“, S. 89

[www.zukunftsfahiges-deutschland.de](http://www.zukunftsfahiges-deutschland.de)  
Informationen • Medien • Veranstaltungen

Zukunft **fair** teilen